



Berlin, den 1. September 1900.

Schulreform.

Wird sie noch einmal wiederkommen, die Zeit, wo die Schule ein schattiger Hain war und der Unterricht ein heiter-ernstes Gespräch der Jünglinge mit einem älteren Freunde, von dessen Lippen sie begierig Weisheit sahen, wo diese Jünglinge freiwillig kamen, oft aus weiter Ferne und, wenn sie arm waren, unter harten Entbehrungen, nicht getrieben durch die Nothwendigkeit, sich für einen Broterwerb vorzubereiten, und im Genuß des geistigen Mahles, das sie nährte und erquickte, nicht gestört durch die Angst vor einer Prüfung? Wo der Lehrer sein Amt auffaßte als den beseligenden Dienst des himmlischen Grot oder als die höchste Künstlerschaft, wie denn noch Johannes Chrysostomus Griechisch genug war, zu sagen: hoch über dem Bildner in Marmor stehe der Mann, der aus dem Seelenmaterial junger Menschen schöne Gestalten schafft? Von diesem höchsten Standpunkt aus dürfen wir vorläufig die Pädagogik nicht betrachten, — in unserer Zeit der Fabrikarbeit, der massenhaften Zurechtung der Kinder und Jünglinge für den Broterwerb, für die Maschinenbedienung und für den Staatsdienst. Schon Herbart hat bemerkt, daß zwischen den Anforderungen der Pädagogik, die den Menschen um seiner selbst willen bilden wolle, und denen des Staates, der sich die Werkzeuge zurechtlassen wolle, die er braucht, ein fast unlösbarer Widerspruch walte. Aber seien wir nicht undankbar! Neben den edlen Weisheitsschulen für Jünglinge — und den Sophisten- und Rhetorenschulen, in denen die Kunst der Wortdreherei zur Befriedigung der Eitelkeit und geldbringende Rabulistenkunst um schweres Geld verkauft wurden — lagen Elementarschulen, in denen Kindern von ungeschickten Lehrern das Lesen, Schreiben und Rechnen mit der Ruthe eingebläut wurde, und noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ging es in vielen deutschen Volksschulen recht schlimm zu. Die Masse der Schüler war unbeschäftigt, je nach Art und Laune des Schul-

meisters zum Stillsitzen in stumpfsinnigem Brüten eingeschüchtert oder Unfug verübend, je ein Kind stand zitternd vor dem Thron des Zuchtmeisters und stotterte seine „Ver“ (Lektion) her, mochte diese in einer Katechismuserklärung, in einem Lehrstück oder im Einmaleins bestehen, und nahm dann seine Schläge hin, deren Zahl nach der Zahl der verbrochenen Fehler oder Lücken abgemessen wurde. Mit diesen Folterkammern verglichen, sind unsere heutigen Volksschulen ein Paradies. Abgesehen von den Schulen in zweisprachigen Gegenden, von den überfüllten Klassen, deren es freilich leider noch tausende giebt, und den nicht mehr häufigen Klassen, die mit unfähigen oder zornmüthigen Lehrern gestraft sind, ist das Lernen für die Kinder keine Qual mehr — für Viele sogar eine Lust — und der Erfolg oft ganz erstaunlich. Wenn in unserem Volksschulwesen noch nicht Alles in Ordnung ist, liegt die Schuld nicht an mangelhafter Pädagogik, sondern an den Finanzverwaltungen.

Weniger ist man mit den höheren Schulen zufrieden; aber auch hier sind es nicht Mängel der Pädagogik, die einen ganzen Rattenkönig von Schwierigkeiten erzeugen und die Schule zum stürmischen Kampfplatz der Parteien machen, sondern zwei Dinge, die außerhalb der Schule liegen: der ungeheure Umfang des heutigen Wissens und die alle Lebensgebiete, daher auch die Schule beherrschende Bureaucratie. Die aus der stetigen Zunahme des Wissensstoffes erwachsende Schwierigkeit ist die kleinere; sie ist ein Gespenst, das sich in Nebel auflöst, wenn man es scharf ins Auge faßt. Eher konnte man noch in den Zeiten eines sehr beschränkten Wissens, wo hundert Bände eine mehr als königliche Bibliothek bildeten, auf die Narrheit verfallen, aus jedem Jungen einen Universalgelehrten machen zu wollen. Heute, wo es keinen Gelehrten giebt, der auch nur die Literatur seines Spezialfachs, der preussischen Geschichte, der Nervenkrankheiten oder der Gliedertiere, zu bewältigen vermöchte, heute ist der Gedanke, daß die Schüler mit dem Wissen des Jahrhunderts vollgepfropft werden sollten und könnten, von vorn herein ausgeschlossen. Die Mittelschule kann den Schülern nur die Zugänge zu den verschiedenen Wissensgebieten erschließen, indem sie ihnen die Elemente beibringt und sie geistig arbeiten lehrt. Wer die Schwierigkeiten des Lateinischen überwunden hat, weiß, was Sprachen lernen heißt und kann jede andere erlernen und hat zugleich auch noch den Schlüssel zu den vier romanischen Sprachen. Es giebt Leute, die — sogar in pädagogischen Fachschriften! — die Aufnahme des Spanischen in den Lehrplan des Gymnasiums fordern, weil es für die Deutschen, die in Südamerika, in Westindien, auf den Philippinen und Carolinen zu thun haben, sehr wichtig sei. Ja, warum fordert man nicht das Polnische? Das brauchen die ostelbischen Guttsbesitzer im Verkehr mit ihren Arbeitern, werden bald auch die Werkdirektoren im rheinisch-westfälischen Industriegebiet brauchen. Und warum nicht das Russische?

Das brauchen viele Techniker, Lehrer und Kaufleute, die in Rußland ihr Brot suchen. Und das Magyarische braucht Jeder, der nach Budapest reist und dort mit der Polizei in Meinungsverschiedenheiten geräth, denn die versteht kein Deutsch oder thut wenigstens so, als ob sie keins verstünde. Den Ingenieuren, die in Anatolien und am Euphrat Eisenbahnen bauen, und den zahlreichen Kaufleuten, die sich in der Levante niederlassen, leistet das Türkische gute Dienste, sie und unsere Ostafrikaner brauchen ein Wenig Arabisch und außerdem Suaheli, ebenfalls das Chinesische, da wir in lebhaftes Zwiesprache mit den Chinesen gerathen sind. Also solche Forderungen sind als unsinnig abzuweisen. In die Mittelschulen gehören nur die Kultursprachen, die uns die Weltliteratur erschließen; was ein Jeder für sich noch besonders braucht: Das zu lernen, muß seine eigene Sorge bleiben; und eine Sprache fertig sprechen lernt man überhaupt nicht in der Schule, sondern nur im Umgange, und dann auch ohne alles schulmäßige Studium und in kurzer Zeit. Eben so verhält es sich mit den Realien. Wer die Elementarmathematik, die Elementarphysik, die Elementarchemie so weit beherrscht, wie sie auf dem Gymnasium gelehrt wird, wer den inneren Bau der Thiere und Pflanzen und die äußeren Merkmale ihrer Hauptfamilien kennt, wer von den verschiedenen Gesteinen, ihren Kristallisationsformen, ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrer Lagerung einen Begriff hat, Der ist im Stande, sich durch Selbststudium alle naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu erwerben. Wie sollte er unfähig sein, es an einer Hochschule mit Hilfe der Lehrer und eines reichen wissenschaftlichen Apparates zu thun? Wenn daher einzelne Hochschullehrer über mangelhafte Vorbildung der Gymnasialabiturienten klagen, so ist man nicht berechtigt, daraus Folgerungen gegen den Lehrplan der Gymnasien zu ziehen; entweder die jungen Leute haben nicht gelernt, was sie auf dem Gymnasium lernen sollten und konnten, oder die Herren Professoren fordern Kenntnisse, die ins Fachstudium gehören und die sie den Studenten erst beizubringen haben. Vogt, der Affenvogt, dem Niemand Geringschätzung der Realien vorwerfen wird, der aber eine pädagogische Ader und einen gesunden Blick für Wirklichkeiten hatte, hat über ganz Anderes geklagt. Vor etwa fünfzehn Jahren hat er einmal in der Neuen Freien Presse ungefähr Folgendes gesagt: Wir bekommen heute wunderbar gut vorbereitete Leute vom Gymnasium; sie wissen beinahe schon Alles; nur leider fehlt die Hauptsache: Gelerntes hersagen können sie, aber selbständig urtheilen, selbst denken, selbst forschen, Etwas finden oder erfinden, Das können sie nicht; sie sind Wissensautomaten. Wie viel besser haben da doch die ehemaligen schlechten Schulen der Wissenschaft gebient als die heutigen guten! Ich selbst, sagt Vogt, habe ein ganz schlechtes Gymnasium besucht; die alten Sprachen wurden schlecht und außer ihnen wurde überhaupt nichts gelehrt. Aber wir hatten, was der

heutigen Jugend fehlt: freie Zeit und Bewegungsfreiheit; wir trieben uns in Wald und Feld herum, sahen, sammelten, forschten auf eigene Faust und so sind wir die tüchtigen Naturforscher geworden, die wir heute sind. Das also war Vogts Meinung; und ein Mann, der für die Alleinberechtigung der Realien und gegen die alten Sprachen kämpft, Professor E. Dahn, der Herausgeber des Pädagogischen Archivs, sagt in einer diesem Zweck gewidmeten und von den Zeitungen viel benutzten Schrift („Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform“) genau das Selbe. In Dahn stecken zwei Persönlichkeiten: der Pädagog und der Oberrealschullehrer. Mit dem Pädagogen stimme ich in allen Punkten überein; was der Oberrealschullehrer sagt, muß ich zum größten Theil ablehnen, um so mehr, als es mit Dem, was der Pädagog sagt, im Widerspruch steht. Das deutsche Volk, schreibt der Realschulmann, habe „in der Gesamtheit seiner führenden Stände nicht mehr die Zeit, in der Jugend den bedeutendsten Theil seiner Kraft und Zeit auf die Erlernung des Lateinischen und Griechischen zu verwenden; es müsse darauf bedacht sein, günstige Handelsverbindungen anzuknüpfen und für den Ueberschuß seiner Bevölkerung Kolonien zu erwerben. Ja, — glaubt denn Dahn, daß für diese beiden Zwecke seine Oberrealschulen nöthig seien? Wenn es sich um weiter nichts handelt als um Gelderwerb und Länderraub, dann ist auch das Studium der höheren Mathematik und der Biologie Zeit- und Kraftvergeudung. Die Erfolgreichsten auf diesen beiden Thätigkeitsgebieten sind Handknechte, die mit ihrem Ersparten Aneipen kaufen und allerlei Handels- und Wuchergeschäfte unternehmen, Börsenspekulanten, Goldsucher, die skrupellos Wilde totschießen oder versklaven, Konquistadoren, deren Entschliegungen von keines, auch keines mathematischen Gedankens Blässe angekränkt sind. Haben die rohen englischen Arbeiter, die sich vor hundert Jahren zu Fabrikanten en gros aufschwangen und den Handel des Erdballes monopolisirten, Differentialrechnung studirt? Sind die Clive und Hastings mit physikalischem und chemischem Wissen beschwert nach Ostindien gezogen, um dort zum Kaiserreich der Viktoria den Grund zu legen? Sind nicht Eton, Oxford und Cambridge humanistische, die beiden genannten Hochschulen halb theologische Anstalten und ist nicht die Masse des englischen Volkes bis vor wenigen Jahren in einer Unwissenheit aufgewachsen, die uns Deutsche ungeheuerlich dünkt? Wenn uns die Engländer bis vor Kurzem praktisch überlegen waren, so kam Das nicht daher, daß sie bessere und mehr Realschulen gehabt hätten als wir — sie hatten weniger und schlechtere —, sondern daher, daß sich ihre Jugend von Schulzwang und anderm Zwang frei in der Welt umsehen und tummeln durfte und es Jedem überlassen blieb, sich die Menge und die Art des Wissens, die er zu brauchen glaubte, autodidattisch zu erwerben. Und wenn heute die Engländer uns um unsere guten Schulen beneiden, wenn sie

ihr Schulwesen nach deutschem Muster reformiren und ausgestalten und wenn wir trotz den Privilegien unseres humanistischen Gymnasiums Frankreich im Kriege geschlagen haben: sollte da nicht der Schluß berechtigt erscheinen, daß gute Schulbildung auf humanistischer Grundlage ein Volk zwar langsamer, aber sicherer ans Ziel bringt als der rohe Utilitarismus im Lernen? Mögen alljährlich ganze Bibliotheken neuen Wissens herauskommen: darauf hat die Mittelschule gar keine Rücksicht zu nehmen; wenn sie ihren Schülern die Elemente jeder Art von Wissen beibringt, so sind diese Schüler im Stande, die alten wie die neuen Bibliotheken sammt den Hochschulen zu benutzen. Was aber die Anpassung der Schule an die Forderungen des so unendlich vielverzweigten praktischen Lebens betrifft, so ist es eben ganz unmöglich, den Unterricht schon auf den Unter- und Mittelstufen auf Das zu beschränken, was Jeder für sein Fach braucht; abgesehen davon, daß dadurch dem Volk die Einheit des Denkens und Empfindens verloren gehen würde, müßte man hundert verschiedene Schulen einrichten und das Umsatteln würde den so einseitig gedrückten Knaben ganz unmöglich gemacht. Für den Bauingenieur ist die Biologie, für den Postbeamten das ganze Gebiet der Naturwissenschaften, für den Juristen die Mathematik gerade so überflüssig wie für einen Maschinenbauer oder Versicherungsbeamten das Griechische; man gebe doch einem beliebigen Landgerichtsrath einmal eine der trigonometrischen Aufgaben zu lösen, die er als Primaner mit Leichtigkeit gelöst hat!

Nicht im Umfange des heutigen Wissens also liegt die eigentliche Schwierigkeit, sondern im Bureaukratismus, der sich in dem Berechtigungswesen und in der Reglementirtheit geltend macht. Will man sich davon überzeugen, daß wir wirklich schon Chinesen sind, so nehme man eins der Büchlein zur Hand, worin verzeichnet steht, zu welchen Laufbahnen der aus U II oder O II oder U I jeder Art von Anstalten abgehende Schüler oder der Abiturient einer der sechs Gattungen von Mittelschulen „berechtigt“ ist. Was geht es denn den Staat an, in welcher Schule ich mir die zum ehrlichen Broterwerb — sei es auch in seinem Dienste — erforderlichen Kenntnisse erworben oder ob ich sie gar nicht in der Schule erlernt, sondern im Selbstunterricht aus Büchern geschöpft habe? Wozu braucht der Mann am Billetschalter des Bahnhofes den Pythagoräer und die Kristallsysteme? Was kümmert es den Staat, wo sein Postassistent so viel Französisch gelernt hat, daß er dem Briefträger sagen kann, er solle den Brief mit der Aufschrift: à Monsieur le Maire à Liegnitz zum Oberbürgermeister tragen? Vorkommenden Falls sagt er ihm nicht einmal, sondern der Briefträger sucht so lange den Herrn Lehmeier, bis ihn ein des Französischen kundiger Ladenjüngling zurecht weist. Möge der Staat die sich meldenden Aspiranten prüfen, ob sie das für den betreffenden Dienstzweig Erforderliche wissen; wo sie ihre Kenntnisse

und Fertigkeiten hergenommen haben, kann ihm ganz gleichgiltig sein. Daß die Fachprüfungskommissionen bei solcher Einrichtung von ganz ungeeigneten Personen überlaufen würden, wäre nicht zu fürchten, denn so dumm sind doch die Leute nicht, daß Einer, der von Konstruktionslehre keinen Begriff hat, sich zum Baumeisterexamen meldet, Einer, der wohl Sprachen könnte, aber die Elemente der Mathematik nicht inne hätte, Landmesser werden und Einer, der kein Wort Französisch verstünde, die höhere Postlaufbahn würde einschlagen wollen. Fachschulen hätten die sich Meldenden einer Aufnahmeprüfung zu unterwerfen, was wohl auch jetzt schon geschieht. Die Hochschulen aber müßten Jedem ohne Prüfung offen stehen. Auch hier wäre Mißbrauch der Eintrittsfreiheit nicht zu befürchten. Ein Sohn armer Eltern kann so wie so nicht zum bloßen Vergnügen die Universität besuchen. Wollten unvorbereitete reiche Jünglinge, wie es früher wohl vorgekommen ist, sich als Studenten einschreiben lassen, nur, um ein paar Jahre lang ein lustiges Leben zu führen, so ließe sich Dem dadurch vorbeugen, daß Studenten, die keine Kollegien besuchten, von der Universität verwiesen würden. Eine Kontrolle des Kollegienbesuchs würde also freilich nothwendig, aber sie ließe sich wohl so einrichten, daß sie nicht zum regelmäßigen Besuch aller belegten Vorlesungen zwänge. Und Vorlesungen anhören, die man nicht versteht, ist ein so schlechtes Vergnügen, daß lebenslustige junge Leute dafür danken werden. Unvorbereitete und schlecht vorbereitete junge Leute werden, wenn erst einige Unbesonnene schlimme Erfahrungen gemacht haben, ganz von selbst wegbleiben und es werden nur solche mangelhaft Vorbereitete die Universität besuchen, die mit außerordentlicher Begabung außerordentliche Energie verbinden und trotz mangelhafter Vorbereitung aus den Vorlesungen Nutzen ziehen, vielleicht sich sogar nebenbei in Privatstunden die fehlenden Sprachkenntnisse aneignen. Daß ein Abiturient der Oberrealschule alte Sprachen studirte, würde ja niemals, daß er sich der Theologie oder der Rechtswissenschaft zuwendete, nur höchst selten vorkommen. Und da für Naturwissenschaften und Mathematik an den technischen Hochschulen eben so gut oder noch besser gesorgt ist als an den Universitäten, so wird von der neuen Berechtigung nur hier und da einmal ein Oberrealschulabiturient Gebrauch machen, um Medizin oder neuere Sprachen zu studiren. Es handelt sich also bei der Ausdehnung dieser Berechtigung auf die Oberrealschulen weniger um das Praktische als um das Grundsätzliche. Professor Kaemmel hat in den „Grenzboten“ gesagt: „Mag man den Oberrealschulabiturienten alle möglichen mathematisch naturwissenschaftlichen Fächer freigeben, auf die Universität gehören sie nicht und die äußerlich gleiche Berechtigung zum Studium der Geisteswissenschaften gebührt ihnen nicht, weil ihnen die innerliche fehlt.“ Gerade diese Auffassung ist es, was die zum Theil sehr einflußreichen Angehörigen der nicht akademisch gebil-

beten Stände noch mehr gegen die Akademiker und gegen die Gymnasien aufbringt als die Schwierigkeiten, die das Berechtigungswesen ihren Söhnen bereitet. Sie wollen es sich nicht gefallen lassen, daß sie in der geistigen, in der Bildungaristokratie auf eine tiefere Stufe verwiesen oder gar davon ausgeschlossen werden sollen. Sie stellen dem verküppelten Altphilologen und Grammatikpauker, den weder Dionysos heraufschafft noch die Muse geküßt hat, den Kaufmann von weltumspannendem Blick, den als Handwerker ausgebildeten Friedrich Krupp, der sich zu einer Weltmacht emporgeschwungen hat, den ganz von hellenischem Geiste durchtränkten Künstler, den fein gebildeten Techniker, den tüchtigen General, den literarisch thätigen Volksschullehrer gegenüber, Männer, von denen die Einen kein Griechisch und nur ein Bißchen Latein, die Andern auch dieses nicht können, und fragen: Auf welcher Seite ist denn nun die wahre humanistische Bildung? Wie hoch ich diese stelle und für wie nothwendig ich sie halte, wissen die Leser der „Zukunft“; doch muß ich den Realisten einräumen, daß sie häufig bei ihnen gefunden wird, während viele Altphilologen Bananen sind, die ohne einen Anflug antiken Geistes die alten Sprachen und den Unterricht darin geistlos und handwerkmäßig betreiben. Ich denke mir daher die Sache so, daß zwar die Kenntniß der alten Sprachen zur Erzielung höchster Geistesbildung dem Volk im Ganzen nothwendig ist, daß aber weder das Studium dieser Sprachen für sich allein schon diese höchste Bildung mittheilt noch die Unkenntniß unter allen Umständen davon ausschließt, da sie auch durch die Beschäftigung mit der alten Geschichte, durch das Lesen guter Uebersetzungen und die Beschauung antiker Kunstwerke erworben werden kann.

Ich glaube daher mit Dahn, es müsse dahin kommen, daß ein Mann, der kein Latein versteht, die höchsten Aemter im Staate bekleiden darf, aber ich gehe nicht so weit, mit ihm zu sagen: Latein mag lernen, wer Lust hat; denn Lust hat kein einziger Junge. Dieser Grundsatz würde also das Todesurtheil über die alten Sprachen bedeuten, und nach einigen Jahrzehnten würde unser Volk auch nicht einmal brauchbare Uebersetzungen mehr haben. Das würde Herrn Dahn freilich nicht sonderlich betrüben, da wir seiner Ansicht nach heute, wo wir eine eigene Literatur haben, die der Alten nicht mehr brauchen. Ich glaube aber mit Kaemmel, daß wir sie noch brauchen und in alle Zukunft brauchen werden, und daher muß der Zwang zur Erlernung für größere Verhältnisse bestehen bleiben, zunächst selbstverständlich für die Lehrer dieser Sprachen, dann für die Historiker, für die Theologen, für alle Hochschullehrer ohne Ausnahme und für die Juristen, weil diesem Stande die Leiter und Beaufsichtigter aller Verwaltungszweige, auch der Kultus- und Unterrichtsverwaltung, entnommen werden. Ganz abzulehnen ist die geradezu phantastische Auffassung Dahns, daß wir nach einer deutschen, einer natio-

nalen Schule zu streben hätten, die uns bis jetzt fehle. Die Lebensart, unsere Schule solle nationale junge Deutsche erziehen und nicht junge Griechen und Römer, ist zwar auf der Schulkonferenz vor zehn Jahren einem sehr hohen Munde entfahren, aber sie ist trotzdem, wie unter Anderem Kammeler sehr hübsch zeigt, recht ansehnlich. Eher, meint er, bestände die Gefahr, daß wir durch das Uebergewicht der neueren Sprachen Franzosen und Engländer erzögen, denn einen französischen und einen englischen Staat gebe es, aber keinen römischen, keinen hellenischen mehr. Die selbe Gefahr stellt Dahn ganz ernstlich in Aussicht, daher soll nach ihm auch keine der neueren Fremdsprachen, sondern das Deutsche den Alles beherrschenden Mittelpunkt des Unterrichts bilden. Wie ein pädagogisch durchgebildeter Mann, der sonst die vernünftigsten pädagogischen Ansichten äußert, dem bekannten Laiengeschwätz über diesen Gegenstand Vorschub leisten kann, begreife ich nicht. Das Deutsche bildet ja unter allen Umständen den Mittelpunkt des Unterrichts, denn in allen Stunden, ausgenommen in einigen französischen und englischen, wird deutsch und nur deutsch gesprochen, und wenn der Lehrer seine Pflicht erfüllt, spricht er ein gutes Deutsch und läßt den Schülern keinen schlecht gebauten oder falschen Satz durchgehen. Eine bessere Uebung im Deutschen als die Uebersetzung der alten Klassiker in gutes Deutsch ist gar nicht denkbar. Und der deutsche Aufsatz wird doch wohl auf jedem Gymnasium als die Blüthe der von den Schülern erreichten Gesamtbildung mit dem seiner Wichtigkeit entsprechenden Ernst behandelt. Nachdem der lateinische Aufsatz aus dem Lehrplan des Gymnasiums gestrichen ist, läßt sich vom nationalen Standpunkt aus gegen diese Anstalten nicht mehr das Geringste einwenden. Gegen die Realschulen aller Arten vielleicht Einiges; mögen also hier die neueren Sprachen beschnitten werden! Nur wüßte ich nicht, was dann fürs Deutsche mehr gethan werden könnte. Soll deutsche Grammatik getrieben werden? Hat Goethe deutsche, Shakespeare englische, Dante italienische, Homer griechische Grammatik gelernt? Durch das Studium der Grammatik der Muttersprache wird man in ihrem Gebrauch nur unbeholfener und unsicherer; das beste Mittel, solchen Schülern, die nicht von Haus aus Sprachgenies sind, die zum guten Ausdruck erforderliche logische Schärfe und Feinheit beizubringen, ist das Studium der Grammatik fremder, namentlich der alten Sprachen. Oder will man jede Woche zwanzig Stunden darauf verwenden, die deutschen Klassiker mit Erklärungen breitzutreten und den Schülern zu vereiteln, so daß sie aus freien Stücken zuletzt gar nichts mehr lesen? Was der Schüler ohne fremde Hilfe leisten kann, soll man ihm überlassen. Herbart meint, im Grunde gehörten nur die alten Sprachen und die Mathematik ins Gymnasium, alles Andere, auch die Geschichte, könne sich der junge Mensch aus Büchern aneignen. Fügen wir als Nothwendiges noch die Elemente der Naturwissenschaften

hinzü, weil dabei Berechnungen vorkommen und weil sich der Schüler keine Apparate und Sammlungen anschaffen kann, und das Zeichnen, wozu Anleitung und Vorlagen nöthig sind. Zum Ueberflüssigen rechne ich das Englische, weil es so leicht ist, daß man das Lesen bequem aus Büchern lernen kann; zum Sprechen gehört Konversationunterricht, der doch eigentlich der Schule unwürdig ist. Von Laien wird auf diesem Gebiet ungläublicher Unstinn durch die Presse verbreitet. So zum Beispiel meint ein ehrlich begeisterter und im Uebrigen ganz gescheiter Alldentscher, statt mit den Nebenwinkeln, denen doch Niemand auf der Straße begegne, solle der Lehrer die Knaben mit den Uniformen bekannt machen, die sie auf allen Straßen zu sehen bekämen. Ich habe dem Herrn geantwortet, eben weil Uniformen auf allen Straßen herumlaufen und die Jugend sich so lebhaft dafür interessiert, daß jeder Gassenjunge über die militärischen Grade und über die Kennzeichen der Truppentheile Auskunft geben kann, wäre es heillose Zeitverschwendung, wenn sich die Schule damit abgeben wollte; und eben weil man die Nebenwinkel nicht auf der Straße antrifft, muß sie der Schüler in der Schule kennen lernen, da ohne Mathematik unserer Artillerie die schöne Kanone so wenig nützen würde wie die schöne Uniform.

Die Reformschule mit dem gemeinsamen lateinlosen Unterbau verwirft Kaemmel gänzlich. Darin kann ich ihm nicht beistimmen. Die bekannten Gründe für diese neue Einrichtung sind doch nicht so leicht zu nehmen, wie er sie nimmt; und ihre Schwierigkeiten, zum Beispiel daß dem Bierzeunjährigen zur Bewältigung der Stoffmasse des Lateinischen das Wort- und Formengebüchniß des Zehnjährigen nicht mehr zur Verfügung steht und daß die Verkürzung der Lernzeit um drei Jahre die tiefe und feste Bewurzelung beeinträchtigt, erkenne ich nicht; aber ob diese Schwierigkeiten so unüberwindlich sind, wie er glaubt, muß doch erst die Erfahrung lehren. Wiederlegt hat die Einwürfe gegen den Lehrplan der Reformschulen Dr. Kopka in der „Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Realgymnasiums zum Heiligen Geist in Breslau“. Kaemmel spricht nur von der frankfurter Goetheschule, es sollen aber schon über dreißig solche Anstalten in Preußen bestehen und jedenfalls haben sich bereits drei Typen ausgebildet: der frankfurter, der altonaer und der Breslauer. Am Wenigsten Aussicht auf allgemeine Verbreitung hat der zweite, auf das Bedürfnis der Seestädte zugeschnittene. In der schon 1878 gegründeten Reformschule zu Altona beginnt das Englisch in der Quarta. Das ist, wie Kopka ausführt, aus drei Gründen unzumuthlich. Erstens folgen die Anfänge der fremden Sprachen zu rasch auf einander, da dann, wie beim frankfurter System, in Untertertia das Latein anfängt. Zweitens ist es der Verwandtschaft wegen natürlich, auf das Französische zunächst das Lateinische folgen zu lassen, wie bisher diesem das

Französische folgte. Und drittens ist dieser Unterbau nur für das Realgymnasium und die Oberrealschule zu gebrauchen; das Gymnasium läßt sich nicht anfügen, denn da in ihm das Griechische obligatorisch ist, vier fremde Sprachen aber zu viel sind, würde von der Untersekunda ab, wo am Reformgymnasium das Griechische beginnt, das Englische wegfallen müssen, hätten also die Gymnasialisten diese Sprache in den Unter- und Mittelklassen vergebens betrieben. Also mit dem Reformgymnasium nach frankfurter oder Breslauer Muster muß fortexperimentirt werden. Raemmel hat ganz Recht, wenn er betont, daß die Schule vor Allem der Ruhe und Stetigkeit bedürfe und daß das viele Experimentiren vom Uebel sei. Das Selbe gilt auch von der Gärtnerei und der Landwirthschaft, — und dennoch kommt man auch hier nicht ohne Experimente vorwärts; nur darf nicht jedes Jahr ein neuer Wirthschaftsplan fürs ganze Gut durchgeführt werden, sondern die Experimente müssen auf einzelne, verhältnißmäßig kleine Ackerstücke und auf wenige Individuen der Herde beschränkt bleiben. Auch ein Kriegsheer darf nicht alle drei Jahre mit neuen Waffen ausgerüstet werden, aber um die Nothwendigkeit, neue Waffen zu probiren, kommt man nicht herum. Auf Unveränderlichkeit hat keine menschliche Einrichtung Anspruch, auch das Gymnasium nicht. Mit Reformschulen müssen also Versuche angestellt werden, aber allgemein eingeführt werden dürfen sie nicht eher, als bis sie sich bewährt haben, und darüber wird man wohl vor Ablauf von zwanzig Jahren kein sicheres Urtheil haben. Es ist also verständig, daß unser Kultusministerium die Reformschulen zugelassen und ihren Abiturienten, sofern sie die Prüfung bestehen, die Berechtigungen der entsprechenden alten Anstalten zugesichert hat. Unverständlich würde es handeln, wenn es diese Schulen voreilig allgemein einführt oder wenn es den alten Anstalten schon wieder neue Lehrpläne aufnöthigte, wie es im Jahre 1892 die erst seit 1882 bestehenden geändert hat.

Diese Reglementirtheit, die ja dann auch innerhalb der feststehenden Lehrpläne immer mehr ins Einzelne geht und mit einer gleichgradigen Kontrolirtheit verbunden ist, muß hauptsächlich für die beklagte Ueberbürdung der Schüler verantwortlich gemacht werden. Freilich ist auch das Haus daran schuld; wenn es in den Familien überall so zuginge wie vor fünfzig Jahren im gläsern Konvikt, wo wir um halb fünf Uhr aufstehen, von Fünf bis Sieben arbeiten und abends um Neun zu Bett mußten, würden die Schüler gesünder bleiben. Aber einen bedeutenden Theil der Schuld trägt allerdings die Schule. Dahn entwirft eine ganz entsetzliche Schilderung von der Nervosität, die bei den Schülern der Oberklassen einreißt, und leitet sie davon ab, daß den Schülern alle Freiheit der geistigen Bewegung genommen sei, daß ihre Aufmerksamkeit übermäßig angepannt werde, daß die Beurtheilung des Schülers in ein Rechenexempel verwandelt und dadurch sein Schicksal von Zufällen

abhängig gemacht werde und daß besonders die Abschlußprüfung in der Untersekunda eine überflüssige und in jeder Beziehung schädliche Tortur sei. Ich selbst habe schon vor neun Jahren gesagt: „Was, um mich naturwissenschaftlich auszudrücken, so viel Ermüdungstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, Das ist die Freiheitberaubung und die Vernichtung der Individualität. Vom sechsten bis zum neunzehnten oder, wenn er mehrmals sitzen bleibt, bis zum einundzwanzigsten Jahr wird der heutige Sohn besserer Familien in einen geistigen Schraubstock eingezwängt, der zeitweise auch zum körperlichen wird und in dem er sich nicht rühren noch regen oder doch nur nach Vorschrift rühren und regen kann. Alles ist vorgeschrieben, bis auf die Farbe der Schreibhefte, die Zahl der Blätter darin und die Zahl der Linien auf jedem Blatt; nichts bleibt der freien Wahl überlassen. Ob dumm oder klug, schnell oder langsam, phantastevoll oder zum Rechnen oder Beobachten angelegt: der Knabe muß täglich mit dem übrigen genau das selbe Pensum durchmachen, in jedem Fach genau das Selbe leisten wie seine Kameraden und von seinem Wissen und Können genau in der vorgeschriebenen Form Rechenschaft ablegen. Dazu kommt ferner die eiserne Disziplin und die kriminalistische Behandlung jeder Uebertretung, jeder Kinderei, vielleicht auch schon jeder unbequemen Aeußerung eines selbständigen Willens. Während man heutzutage im Allgemeinen geneigt ist, den Staatsbürger bis an sein Lebensende als ein unmündiges Kind zu behandeln, das nicht für sich selbst zu sorgen versteht und daher vom Staate bemuttert werden müsse, fordert man vom zwölfjährigen Knaben in Beziehung auf alles Gebotene und Verbotene die volle Umsicht und Selbstbeherrschung des männlichen Alters, indem man jugendliche Vergehungen und Vergeßlichkeiten zu Verbrechen stempelt, die seinen zukünftigen Lebensgang nachtheilig beeinflussen, die er also, wenn er nicht gewissenlos sein will, unbedingt meiden muß. Das Alles zusammen genommen erzeugt die oft mit Angst gemischte Empfindung eines beständigen Druckes, ähnlich dem Druck bei beginnender Gehirnerweichung. Der Lehrer kann sich diese Empfindung sehr gut vergegenwärtigen, wenn er sich vorstellt, es wohnt jeder seiner Stunden ein Schulrath bei, der fortwährend auf pädagogische Schnitzer lauerte, die ihm Strafsektionen, Sizenbleiben auf der selben Gehaltstufe und zuletzt Ausstoßung aus dem Lehrerstande eintragen könnte. (Wie Dahn merken läßt, haben die Lehrer heute schon diese Empfindung, leiden daher ebenfalls an Nervosität und nützen sich früh ab.) Und das Alles geht nun jahraus, jahrein gleichmäßig, ohne Abwechslung und — von den Ferien abgesehen — ohne Ruhepause fort! Früher konnte Einer in der Untersekunda ein Wenig ausruhen, sich sammeln, mit Rückblicken und Vorblickten beschäftigen, auch wohl in Alotriis seine Reigungen und Fähigkeiten erproben. Wo Das bisher noch möglich war, soll es fortan vollends aufhören (die

Abschlussprüfung wurde damals angedroht). Früher hatte der Schüler noch zuweilen das Vergnügen, einmal sagen zu können: „Herr Doktor, in meinem Buch stehts anders!“ Ein sehr harmloses Vergnügen, aber im Schulleben wird auch schon die kleinste Abwechslung und Unregelmäßigkeit intensiv angenehm empfunden. Auch damit ist es nicht mehr. Sobald von Bloch die fünfunddreißigste Auflage erscheint, darf sich bei Strafe kein Exemplar der vierunddreißigsten mehr sehen lassen, wenn auch vielleicht der ganze Unterschied darin besteht, daß in einem Übungssatz nach den Museen und Kirchen unserer Stadt gefragt wird statt nach den Kirchen und Museen. Noch weniger wird den Schülern heutiger Zeit das Vergnügen gegönnt — es war ein unaussprechliches Vergnügen! —, sich über die Herren Lehrer lustig zu machen.“ Die übergroße Vortrefflichkeit unserer absolute Korrektheit erzwingenden Schulen ist es, was unsere Jungen zuerst dumm macht und dann umbringt.

Ich halte es für unbedingt nothwendig, daß unserem Volk der Schatz der griechischen und römischen Literatur erhalten bleibe. Ob das Reformgymnasium dazu genügen wird, weiß ich nicht. Das muß die Erfahrung lehren. Wie immer auch die verschiedenen Anstalten organisiert werden: jedenfalls muß Lehrern und Schülern mehr Freiheit zur Entfaltung ihrer Individualität gelassen, muß auch der Fehlerrechnung und ähnlichen Pedanterien gesteuert werden; ich habe als Tertianer im lateinischen Spezimen manchmal dreizehn Fehler gemacht und trotzdem ein Prämium bekommen und mein Lateinlehrer würde, wenn er noch lebte, seine Liberalität nicht bereuen; lese ich doch mehr Lateinisches, als alle die heutigen Musterknaben, die mit 0 Fehlern glänzen, in ihren alten Tagen lesen werden, wenn sie nicht Philologen werden. Fallen muß auch die schädliche Abschlussprüfung. Die Berechtigung mancher Klagen der Gymnasiallehrer über die heutigen Stundenpläne, zum Beispiel darüber, daß wegen der Kürzung der Stundenzahl für den lateinischen und den griechischen Unterricht nichts Ersprießliches mehr geleistet werden könne, vermag ich nicht zu beurtheilen; wenn ich jedoch bedenke, wie viel Zeit ich auf dem Gymnasium verbummelt habe (die Tertia war damals noch nicht getheilt, der ganze Gymnasialkursus dauerte also nur acht Jahre), so sollte ich meinen, bei guter Methode müßten tüchtige Lehrer auch mit der heutigen Stundenzahl auskommen. An die Aufhebung des ganzen Berechtigungswesens ist freilich nicht zu denken, aber den Abiturienten aller drei Arten von Schulen mit neunjährigem Kursus muß die Universität geöffnet werden; damit wird der Hauptstreitpunkt aus der Welt geschafft und keinerlei Unheil angerichtet. Wie die Leser sehen, komme ich der Hauptsache nach also zu dem selben Ergebniß wie die Schulkonferenz, die im Mai in Berlin getagt hat.



Vom Alten und Neuen.*)

Der Sonne sind wir durch die Nacht entgegen gegangen. Und aus grauen Nebeln und Dämmerungen rang sich die Feurige los. Morgenwinde umwoogen unsere Höhen und tiefathmend schauen wir über das grüne Sommerland, über die Acker und das Wasser hin und grüßen den jungen Tag und das neue Licht.

Doch sind wir nicht Thoren gewesen, daß wir die gute Ruhe der Betten in dieser Nacht uns verschert haben? Was lockte uns zu diesem Schauspiel hin, das in aller Wahrheit des Wortes ein alltägliches Schauspiel ist? Ewig das selbe seit unendlichen Zeiten? Neues verlangen wir von der Kunst unserer Tage, nie Dagewesenes, Ueberraschendes! Nie Gehörtes sollen die Denker Euch verkünden; und daß sie uns Neues enthüllen und offenbaren, Dessen rühmen sich die Geister unserer Zeit vor allem Anderem, Dessen rühmte sich immer wieder der menschliche Geist, heute wie vor zehn, vor dreißig wie vor hundert, vor tausend Jahren. Stets Neues wollen wir schauen, wissen und erleben. Süßer Dichtermund, singe uns stets Frisches und Neues, fordere das morgenfrohe hasstische Lied. Aber was ist Neues an diesem unseren Morgen, was ist Neues dort am Lichte der Sonne und an den Farben und Formen der Wolken? Was kann uns dieses alte Schauspiel sagen, das wir nicht schon längst wüßten? Was sehen wir heute, das wir nicht schon immer gesehen haben und Jeder täglich sehen kann?

Alles ist schon dagewesen, ruft die andere Stimme Euch zu, und wohin Ihr auch blickt, nach Osten und Norden, nach Westen und Süden, diese Wasser und Wiesen, diese Wolken und Wälder, diese Bäume und Blüthen, und wie Ihr auch in Euer Inneres hineinblickt, all Eure Gefühle und Gedanken, Haß und Liebe, Furcht und Hoffnung, Leiden und Lust, Euer Meinen und Glauben, ... Alles ist schon dagewesen. Nichts Neues entsteht unter der Sonne und die Sonne dort selber glüht als die alte und ewig die gleiche Sonne. Ewig entsteht ein Neues! Neues entsteht nie! Alles ist alt und von je her gewesen! Es giebt kein Altes, das immer war. Was Euch als ein Neues erscheint, ist in Wahrheit ein Altes. Was Ihr das Alte und das Immerseiende nennt, ist stets ein Neues und Niegewesenes. Wild und wirt sprechen

*) Die „Neue Gemeinschaft“ ist eine Vereinigung neuer Geistesmenschen, die den Sinn, Werth und Zweck unseres menschlichen Daseins durch eine auf das Ganze der Natur gerichtete Weltanschauung zu ergreifen trachtet und ihr Leben ihren höchsten Erkenntnissen gemäß gestalten will. (S. den Artikel „Zukunftsmenschen“ in Nummer 38 der „Zukunft“.) Zum Schluß eines nächtigen Ausfluges der „Neuen Gemeinschaft“ habe ich, im Anblick der aufgehenden Sonne, die Rede gehalten, deren Wortlaut hier veröffentlicht wird.

wir Menschen seit Jahrtausenden gegen einander und ringen umsonst mit diesen furchtbaren Widersprüchen unseres Denkens und können einander nie verstehen. Und um unsere Welt wob sich ein finsterner Nebel, aus dem es uns wie mit Wahnsinnsaugen anstarrte. Wir hörten die seltsamen Reden und Worte vom ewig Alten, das ein unablässig Anderes und immer Neues sein soll, und wir glaubten, die unheimlichen Räthselworte einer spöttischen Sphinx zu hören, die uns mit einem Hexen-Einmaleins foppte.

Welträthsel! riefen wir. Welträthsel! Undurchbringliche Räthsel umhüllen uns wie die Nacht, die nun hinter uns liegt. Aber wir sind der Sonne entgegengegangen, daß uns das reine Licht und die ganze Helle des Lebens umfluthe. Und so lange wir Lebendige sind, wollen wir uns das Licht und die Klarheit preisen. Sterben wir, so wollen wir uns der Dunkelheit freuen und der weichen und kühlen Schatten. Mit dem Auge der Vernunft sahen wir auf die Dinge hin, die da alt sind und die da neu sind und die nicht neu sein können, wenn sie alt sind, und die Ihr nicht alt nennen dürft, wenn Ihr sie neu nennt, und immer wieder schreit unser Verstand qualvoll auf, wenn er dieses wirre In- und Durcheinander reden hört, und verzweifelt ruft er aus: Das ist Das, was ich nicht verstehe und niemals begreifen werde. Welträthsel! Ignorabimus!

Doch welche Hand war es, die das Marmorbild der Göttin Vernunft, als höchste Göttin für uns aufgerichtet, zerbrach und zertrümmerte? War es fromme Dummheit, war es christlicher Böbelgeist, war es ein mystischer Schwärmer, der so frech am Erhabensteu sich verging? Nein! Der edelste Sproß und Sohn eines goldenen Zeitalters der Vernunft, das wie kein anderes die Vernunft feierte und pries, der Vernunftmensch aller Vernunftmenschen führte den Hammer. Der Geist Immanuel's Kant sprach das Ignorabimus. Nur die Erscheinung, nur das Außenwesen der Dinge ist für unsere Vernunft zugänglich, aber blind ist ihr Auge für den inneren Kern und das Wesen der Dinge.

Unsere Vernunft ist blind. Unsere Vernunft stammelt ein Ignorabimus. Denkend und sprechend sind wir ewig verstrickt und gefesselt in Widersprüche.

Achten wir wohl auf das Wort! Unsere Vernunft erfährt nicht die Welt des Absoluten, wo die Widersprüche gefesselt und gebunden zu unseren Füßen liegen, steht fragend vor jenem tiefen und süßen Geheimniß der Natur, die über Gute und Böse scheint und regnet, unserer Trennungen und Feindschaften spottet und vor unseren Augen unablässig Eins ins Andere umkehrt und verwandelt. Blind ist die Vernunft. Mehr hat der große Rationalist nicht gesagt, mehr hat er nicht sagen können.

Aber ist unser Wissen nur ein Vernunft-Wissen, unser Erkennen nur ein Vernunft-Erkennen? Menschen sind wir. Sind wir Menschen nicht mehr

als nur Vernunft? Mit tiefsten Wurzeln stiegen wir hinab und ruhen in einer Welt, ruhen in einem Sein, das noch ein ganz anderes als nur unser menschliches Sein ist. Unablässig strömt eine Welt in uns hinein, durchfluthet und durchwogt uns mit Säften und Kräften, Luft, Wasser und Pflanzen nähren uns und werden zu unserem Fleisch und Blut, — Dinge, die nicht reden, denken und sprechen und dennoch lebendige Dinge sind. Wie so viel mehr wiegt unser Gehirn, in wie viel günstigerem Verhältniß steht seine Masse zur Masse unseres Körpers als das winzige Gehirnen alter vorsintfluthlicher Geschöpfe, das mit einem wüth ungeheuerlichen Riesenleib zusammenhängt! Armsülig genug mag so ein Geschöpf denken und vernünfteln, aber es lebt eigentlich wohl das selbe Leben, das wir Menschen leben, wir Meisten, die wir wie die Thiere um nichts Anderes kämpfen als um das Brot und den Geschlechtsakt, wüth, wild und roh, einander zerfleischend. Es ist das selbe Leben, mit viel und mit wenig Verstand. Wo sind unsere Sinne, unsere Augen und Ohren, wenn wir die Stufenleiter des Lebens hinabsteigen? Wo ist das verschlungene Netz unseres Nervensystems? Ein Klümpchen Eiweiß, eine Zelle besitzt nicht unsere Dent- und Sinnesorgane, dennoch lebt es, dennoch ist es ein lebendiges Wesen. Und um ein paar Jahrzehnte nur zurück, da sind wir Alle nichts gewesen als eine solche Zelle. Wir lebten, aber wir lebten kein menschliches Sein, wir lebten und wuchsen und nährten uns und bedurften dazu weder dieser Vernunft noch dieser Sinne, weder dieses Denkens noch dieses Redens. Doch wir, die wir nur Zellen waren, sind zu Menschen geworden, aus einem Zellenleib wuchs unser Menschenleib empor, — und das Wunder aller Wunder, das doch das allgewöhnlichste, unverwunderlichste Wunder ist, dauerte nicht länger als neun Monate.

Die Wurzeln unseres menschlichen Lebens tauchen tief hinab in ein Leben, das weit mehr und noch ein Anderes ist als das Sein unserer Vernunft und unserer Sinne. Leben ist mehr als Denken und Reden, Leben ist mehr als Vernunft. Das ist der letzte Schluß aller höchsten Philosophie, daß sie Euch von sich selber fortstößt und Euch hinweist auf die grünen und goldenen Gefilde des Lebens, daß sie Euch hinaustreibt aus den dumpfen Sälen der Wortspalter und der Begriffsklauber und in die Sonne, in den Frühling Euch versenken will, in diese Welt des ewigen Gestaltens, des Wachsens und des Werdens, die Euch morgens schön auf dieser Höhe umgiebt.

Stammelt die Vernunft ein Ignorabimus, das Leben sagt: Ich weiß! Nicht indem wir denken, wissen wir, sondern wir wissen, indem wir leben.

. . . Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft . . .“
Doch ist es nicht die Stimme eines Mephistopheles, die Euch das alte Wort zuruft? Ist es nicht vielleicht doch nur unsere mephistophelische Welt, diese Welt ewigen Hasses und der Kriege, wilder Feindschaften und steter Bez-

reißungen und Zerschörungen, wovon die Stimme redet? „Vernunft und Wissenschaft, des Menschen allerhöchste Kraft.“ Mephistopheles sagt es, der Geist der Verneinung, des bloßen Zertheilens und des einseitigen Sehens, des immer beschränkten und halben Wissens. Nur ein halbes Wissen ist das Vernunft-Wissen. Der Baum des Lebens ist mehr als der Baum der Erkenntniß.

Doch andere Stimmen noch klangen in Eurer Seelen hinein; und immer, wenn wir sie hörten, war es uns, als läuteten sie aus himmlischen Höhen zu uns herab, als tönte es mit Engelszungen an unser Ohr, als spräche ein Fernes, Heiliges tröstend in unsere Nächte hinein. Tiefere Wurzeln als das Wort der Philosophie und der Wissenschaften, tiefere Wurzeln schlug immer das Wort der Kunst und der Religion in die Herzen der Menschheit.

Nicht Denkende nur sollt Ihr sein: zu Schauenden sollt Ihr werden! Denken ist nicht ein Wissen der Dinge, doch das Schauen ist höchstes Wissen.

Reines Schauen! Es ist ein Sehen der Vernunft, doch mehr als ein Vernunft-Sehen. Es ist ein Sehen der Augen und der Ohren, des Riechens und des Schmeckens, des Tastens, ein Sehen mit allen Organen unseres Leibes. Es ist das Schauen mit den Mitteln jenes ganzen, letzten und tiefsten Lebens, das weit hinausfährt über unser nur menschliches Sein. Nichts ist es als das Leben selber. Reines Schauen der Welt: es ist nichts als das Welt-Erleben. Das Ding schauen, heißt, das Ding sein und werden.

Und wenn wir so schauen und leben, sehen wir uns nicht mehr losgerissen und getrennt von der Natur; jenen alten Zwiespalt und jene Kluft, die wir zwischen der Natur und uns aufgerissen haben, überwinden wir und nicht ewig fragend stehen wir der Welt mehr gegenüber; nur darauf, daß wir sie sind und leben, kommt es noch an. Als die Natur selbst erkennen wir uns und lassen wie sie unsere Sonne scheinen über Böse und Gute, Gerechte und Ungerechte und lösen wie sie die Gegensätze und Widersprüche auf, zwischen denen Vernunft und Denken verworren hin und hertaumelt.

Zwischen den Gegensätzen von Alt und Neu schwankt die Geschichte der Menschheit auf und nieder. Und eine Welt des Alten liegt ständig im Kampf mit einer Welt des Neuen. Daß wir uns am Alten halten sollen, heißen Diese von uns, und Jene fordern, daß wir Neue und Erneuerer sind. Nur das Alte ist im Recht — nur dem Neuen gehört der Sieg! Eine Partei müßt Ihr ergreifen, einer zuschwören. Denn in ständigem Kampf und unüberwindlichem Widerspruch stehen Alt und Neu einander gegenüber. Was alt ist, kann nicht neu sein, und was ein Neues ist, kann nie und nimmer ein Altes sein.

Jammer wieder in den Jahrtausenden unserer Menschheitsgeschichte stieg eine neue Jugend von den Bergen herab, feurige Künstler und schwärmende Propheten, stürmische Denker und Weltumstürzer, den Ruf der Revolution

auf den Lippen, und jubelnd riefen sie aus: Neu ist die Welt geworden und es ist eine Lust, zu leben! Neue Gedanken sind es, die wir Euch bringen, und neue Formen. Neue Gefühle und neue Bilder! Aber ewig auch lächeln die Alten und spotten: Ist denn Das so Neues, was Ihr uns da sagt und verkündet? Das Alles wissen wir längst, das Alles hat die Menschheit schon immer gesehen. So redeten schon vor Jahrtausenden Sibyllen und Propheten. Alles, was Ihr neu nennt, ist doch nur ein Altes.

Ein alter Ben Akiba schleicht durch unsere Kultur dahin. Für ihn ist Alles schon einmal dagewesen; und Alles, was er mit seinen Händen berührt, muß alt werden und morsch. Jedes Leben welkt unter seinen Blicken dahin, und was nicht grau ist vom Rauch der Jahrhunderte, Das besißt für ihn keinen Werth und keinen Gewinn.

Ein junger Ben Akiba läuft auf allen Gassen umher. Für ihn ist Alles neu und noch nie gewesen. Und Alles muß für ihn neu und noch nie gewesen sein. Und was nicht neu ist, nicht von dieser Stunde, Das verlacht und verspottet er. Aber wie Wasser rinnt ihm das Neue zwischen den Händen weg. Und die neue Mode von heute ist im Nu die alte Mode von gestern geworden. Und was er gestern bekannte, muß der Aermste heute verwerfen; was ihn gestern entzückte, soll er heute verlachen.

Fortwährend stoßen die Beiden auf einander, der Alte und der Junge, und Beide erzittern und werden bleich, wenn sie einander sehen. Nichts begehrt Jeder von ihnen so sehr, als daß er dem Anderen die Freude an seinem Ich und Selbst, an seinem Leben und seinem Sein verderbe, und sie brauchen nur einander zu erblicken, so haben sie einander schon gründlich die Laune vergällt. Vernunftmenschen sind Beide. Nur von außen schauen sie einander an und das innere Wesen des Anderen bleibt Jedem verschlossen. In des Anderen Inneres will und kann Ben Akiba nicht hinein. Unser Ben Akiba-Denken ist es, mit dem wir uns das Leben verderben, die Lust an einander vergällen. Es reißt die Dinge auseinander, scheidet und trennt, zerlegt und zerschlägt sie. Unter seinem Hauch erstarrt die Welt und liegt nur noch wie ein Leichnam auf dem Sezirtisch. Es trägt in unseren Geist das Wissen von den unüberwindlichen Gegensätzen hinein, das all unser Leiden und unsere Trauer ausmacht, und singt uns das Lied vom Tode, aus dem es kein Erwachen mehr giebt. In kalte Begriffe schmürt es uns ein, in Begriffe von Gut und Böse, Schön und Häßlich, Alt und Neu, und verdirbt uns den Genuß unseres Lebens. Alt und Neu, ruft es uns zu, können nie zusammen kommen. Häng Dich ans Alte und hasse, verachte, verdirb, esse Dich vor Allem, was neu ist. Das Neue ist Dein Feind, den Du vernichten mußt. Oder häng Dich ans Neue und verlache, was alt ist. Wenn Du einen Gedanken alt nennst, dann hast Du ihn auch schon verurtheilt. Dann braucht er Dich nicht mehr zu kümmern.

Als Ben Akiba sitzt die Menschheit im Anblick dieser Natur und dieser stillen Morgenlandschaft und gähnt und fragt: Was ist da zu genießen und zu empfinden? Das ist ein Sonnenaufgang, das triviale, gleichgiltige Schauspiel, das sich jeden Tag immer wiederholt? Was zeigst Du mir so Besonders damit? Was sagt mir dieser Morgen, was bietet er mir für meine Erkenntniß? Immer gab es Sonnenaufgänge, immer Bäume, Vögel und immer Rosen. Das Alles kenne und weiß ich schon. Doch durch das Gras und die Blumen geht ein spöttisches Richern und Lachen und die Vögel pfeifen es auf den Bäumen: Ben Akiba! Greifer! Talmudist! Haarspalter! Wortklaubler! Immer sind die Rosen gewesen, immer hat die Rose geblüht, aber ich bin nicht die Rosen und bin nicht die Rose! Sondern ich bin eine Rose und mit diesem Frühling zum ersten Mal emporgeblüht. Dies ist mein Licht und meine Sonne. Ich bin jung und neu und in mir muß Alles neu und jung werden. Ständest Du mit Deinem Denken und Deinen Begriffen nicht immer nur außen von mir, wärest Du in mir, dann fragtest Du nicht, warum ich mich so jung und so neu fühle. Mit mir empfändest Du und würdest wie ich jung und neu. Du bist alt, Ben Akiba! Stirb und leg Dich ins Grab! Du sollst Dich wiederverjüngen! Stirb, Mensch der Vernunft! Mensch des Seins und des Lebens sollst Du werden.

Mit lachenden Augen, jubelnd und singend, zieht ein Junger daher und sein Mund quillt über von den neuen Liebesgefühlen, die ihn anregen und bewegen. Doch Ben Akiba lacht der Liebesdichtung, die so alt ist wie die Menschheit und immer das Selbe stammelt und sagt. Schweig, Ben Akiba! Daß wir lieben, darauf kommt es an! Aus dem Munde des Liebenden strömt jedes Gedicht als ein neues und erstes Liebeslied.

Mit der Vernunft und im Denken reizen wir Alt und Neu von einander und setzen sie ewig getrennt. Aber nur ein äußerliches Scheiden und Trennen ist, nichts Wesentliches, was wir von den Dingen aussagen und was uns in sie hineinführt. Und vergebens ringen wir, zu sagen, worin das Wesen des Alten und das Wesen des Neuen besteht, denn nichts Wesentliches und nichts Lebendiges liegt den toten Begriffen zu Grunde.

Unablässig verwandelt sich Neues in Altes und Altes in Neues; und das Selbe, was wir von der einen Stelle aus alt nennen, nennen wir von der anderen Stelle aus neu. Nur indem die Welt alt ist, kann sie immer neu werden. Verwandlung ist das Wesen der Welt und Wiederverjüngung. Wiederverjüngung ist das stete Neuwerden alter, uralter Dinge. Getrennt wohnt Alt und Neu nur in unserer Vernunft, aber für unser reines Schauen sind sie stets mit und in einander.

Das Sein ist die Identität der Gegensätze von Alt und Neu. Das liegt jenseits aller Logik und kann mit dem Verstande nicht begriffen werden;

aber indem wir Natur schauen, erleben und sind, wissen wir es. Neu und Alt sind keine Gegensätze und Widersprüche, sondern Alles, was neu ist, ist auch alt und Alles, was alt ist, ist auch neu.

Was ist Das, was da ist? Ein ewig Altes, ein stets Neues.

Doch nicht mehr das dunkle Wort einer geheimnißvollen Sphinx tönt so an unser Ohr, einer Sphinx, die uns mit Hezensprüchen foppt und narret. Natur und Leben reden so zu uns, die helle und deutliche Sprache klarer Wahrheit; den Pfad der Erlösung zeigen sie uns, daß wir die Gegensätze auflösen und überwinden.

Laßt den Den Akiba in uns abwelken und sterben und laßt sein Vernunftwissen in ein neues Lebenswissen sich wieder verjüngen und in neuer Form und Gestalt aus dem Grabe wieder aufsteigen. Dann streiten wir nicht länger mehr darum, ob und was alt oder neu ist, ob nur das Alte oder nur das Neue Recht hat, und wir verderben uns nicht das Leben, indem wir bald das Eine und bald das Andere verachten, hassen und beschmähen.

Nicht darauf kommt es an, ob wir alte Gedanken denken oder neue Gedanken, ob wir in der Kunst des Alten schaffen oder in der Kunst des Neuen. Sondern in unserem Sein ruht aller Werth, und daß wir Das wirklich sind und leben, was wir denken und dichten, ist für uns der reinste und höchste Gewinn. Tot im Geiste sind wir, wenn wir alte oder neue Gedanken aussprechen, alte oder neue Gefühle, aber diese Gedanken und Gefühle sind nicht lebendig in uns, sind nicht unser tiefstes Ich und Selbst, sind nicht ganz mit uns verwurzelt und verschlungen. Werthlos ist, wenn wir mit den Worten eines Sokrates oder Plato, eines Christus oder Goethe reden, aber wir sind und leben nicht den Sokrates und den Plato, den Christus und den Goethe. Wenn Ihr sie aber seid und lebt, dann sind alle alten Gedanken ewig neu und jung; Ihr habt sie wiedergeboren und seid wiederverjüngt durch sie. Euer Mund ist der erste Mund, der so redete. Neu und frisch sind sie wie am ersten Schöpfungsmorgen.

Daß er ist, was er dichtet: Das allein macht den Künstler zum Schöpfer. Daß er Faust und Hamlet und die Sixtinische Madonna und die Neunte Symphonie ist und in sich erlebte: Das macht ihn zum gebärenden und zeugenden, zum schaffenden und gestaltenden Geist. Reines Schauen und Gestalten, Schöpfen und Leben: ein Einziges ist es.

Im reinen Schauen genießt die Welt und alle ihre Erscheinungen, lebt sie in Euch hinein und Ihr seid Weltgestaltende und Weltzeugende. In Euch werden sie immer wieder neu und jung, müssen sich in Euch wiedergebären und wiederverjüngen. Nicht wissen sollt Ihr von der Welt oder Natur und der Kunst, nicht nur wissen sollt Ihr von der Sonne und den Sternen, von den Wassern und den Blumen, von Sokrates und Plato, von Christus

und von Goethe, von Hamlet und von der Neunten Symphonie: schauen müßt Ihr sie und erleben, — und Ihr schafft sie von Neuem, Ihr zeugt sie wieder. Ihr werdet und seid ein neuer Christus und ein neuer Goethe.

Um solchen reinen Schauens willen sind wir in der Nacht hinausgegangen, der Sonne und dem jungen Morgen entgegen. Auf grüner Höhe gelagert, sahen wir schweigend das Licht des Tages emporsteigen. Wir tranken das Licht, wie einen Becher goldenen Weines, daß es uns tränke und nähre, daß es uns feurig durchströme, daß es zu unserem Fleisch und Blut, zu unserem lebendigen Ich und Wesen werde. Nicht Brot und Fleisch allein ist unsere Nahrung, auch dieses Licht, dieser Morgen und diese Sonne, die Luft und die Winde, der Ruch der Erde und der Duft der Kräuter und der Blumen und das lachende Lied der Vögel: Speise und Trank ist es für uns, unser Leben und unsere Gesundheit. Ein festlich Mahl richtet dieser Morgen Euch an, reicher und schöner, als es in den Schänken Euch vorgesetzt wird. Reines Schauen! Kein Arzt kann Euch einen besseren Heiltrank verschreiben.

Schauend trinken wir das Licht und den Morgen und die Luft und die Erde und in uns singt und klingt der franztiskanische Sonnenhymnus: Schwester Sonne! Schwester Erde! Wolken, Ihr meine Geliebten, Blumen, Ihr meine Freundinnen! Ich bin in Euch und Ihr seid in mir.

Die Dinge nur sehen, heißt, außer den Dingen sein. Wenn wir sie aber schauen und erleben, so sind wir auch in den Dingen.

Sonnenaufgang! Wenn Ihr es nur sehen könnt, so ist es ein alltäglich triviales Schauspiel, das stumpf an abgestumpften Sinnen vorüberfließt. Doch wenn wir es schauen, dann wird es zum Sein und Leben in uns, zu einem Schöpfen und Zeugen und Gebären. Eine neue Sonne ist es, die zum ersten Male über eine wiederverjüngte Welt emporsteigt, und mit jedem Tage ist immer wieder Sonne und Erde neu und neu sind wir Menschen und stehen jung im Licht eines ersten Schöpfungsmorgens. Alles, was in Euch lebendig ist, ist neu. Leben, heißt: Neugebären und Wiederverjüngen.

Laßt diesen Morgen Euch zum ersten Morgen einer neuen Welt und eines neuen Lebens werden. Laßt hinter Euch die blutigen Jahrtausende einer mephistophelischen Welt und Menschheit, eines bloßen Bernunft- und Wissenschaft-Wissens, das stets außerhalb der Dinge blieb, doch nicht in sie schauend versank und ertrank, die Erscheinung nur erfaßte, doch nicht Kern, Wesen und Substanz. Nicht wegen dieses Wissenschaft-Wissens sind wir heute der Sonne entgegengegangen. Nicht, um sie mit Fernröhren zu betrachten, um zu lernen, wie groß sie ist und wie fern von uns, nicht, um ihre Flecken und ihre Protuberanzen zu sehen. Sondern ein Lebenswissen ist es, warum wir diese Nacht durchwachten. Groß ist jenes Wissen, das die Dinge von außen schaut, doch größer ist das Wissen des reinen Schauens, das in den Dingen lebt und wohnt.

Zu rein Schauenden laßt uns werden und hinter uns bleibt die alte wephistophelische Welt, die sich immer fern und getrennt von ihrem Gott wußte, die Welt der Widersprüche und der gegenseitigen Vernichtung, des steten Kampfes und Hasses, die nie ihr Ideal zur Wirklichkeit, nie die Wirklichkeit zum Ideal gestalten konnte. Verstrickt und gefesselt vom Wissen dieser alten Welt lebten wir Menschen, je Einer außer dem Anderen, getrennt von ihm und abseits. Jeder sah den Anderen nur von außen und nur ein Nebeneinanderwohnen ist unser Leben gewesen. Laßt uns einander, im neuen Licht dieses neuen Tages, in der neuen Gemeinschaft finden, da wir nicht mehr nur neben einander, sondern auch in einander sind und leben, Einer durch und in dem Anderen wächst und blüht. Daß wir Menschen, die wir uns neben einander sehen, zugleich auch in einander wohnen: Das widerspricht Eurer Vernunft, für die Nebeneinander und Zueinander Widersprüche sind. Aber im Schauen und Erleben lösen wir sie auf und treten ein durch die goldenen Thore eines neuen Lebens, das ein höheres Leben ist als das alte qualvolle Dasein der Welträthsel und der unlösblichen Gegensätze.

Stegly.

Julius Hart.



Der Fluch der Schule.

Berti Bertolbi, der große Seelen- und Zeichendichter, ist nicht mehr. Wir haben ihn verloren!

Noch so frisch ist der Jammer um den uns Beraubten, als daß wir schon heute daran denken könnten, seinen Lebenslauf so zu schildern, wie es geschehen müßte. Eine ausführliche Biographie müßte Bände umfassen. Ja, über jeden Tag im Leben des Meisters ließe sich ein Band schreiben, wenn man seine Persönlichkeit ganz ergründen wollte. Späterer Zeit sei dieses Werk vorbehalten. Hier handelt es sich nur darum, eine kurze Einleitung zu seiner hinterlassenen Skizze „Der Fluch der Schule“ zu geben.

Wann Bertolbi geboren wurde? Er selbst pflegte mit seinem erschütternden Humor zu sagen: War nicht! Denn er wisse ja nicht, was es heiße, zu „leben“. Er war ganz Seele, ganz Nervo; und jeder Nervo von ihm war ein Drama. Seine Seele aber glich einer Harfe, auf der das Leid des Weltalls ewige, kaum ahnbare Melodien zupfte. Von ihm kann man in Wahrheit behaupten: er hat nie einen Gedanken gehabt. Ein Gedanke wäre etwas zu Schwerfälliges, zu Substantielles für seinen Geist gewesen. . . Nur zwölf Jahre hat dieser leichte Geist die Bürde des Erdenlebens zu tragen vermocht.

Man sagt, er sei am Scharlach gestorben; wir aber, seine Bewunderer,

wir wissen es besser: er starb am Unverstand der Menschen. Wenige Auserwählte konnten den Flügelschlägen seiner Seele folgen. Seine Zeit ist noch nicht gekommen, — doch ihre Morgenröthe naht! Und wir sind überzeugt davon, daß Niemand das folgende, hinterlassene Manuskript, das ein höchwichtiges soziales Problem, die Schule der Neuzeit, behandelt, lesen wird, ohne in tiefer Ergrißtheit auszurufen: Das ist keine „Stizze“, wie unser Bertoldi es bescheiden nannte! Das ist ein Ereignis, eine That.

Der Fluch der Schule

von

Berti Bertoldi.

!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!????????????????????????

.....:;() — — — — —

Kommentar. Ausrufungszeichen! Wir sehen banges Blickes die von den Hymnen des Broterwerbes vorwärtsgepeitschten Lehrer; Schwindsuchtkandidaten zum Theil, unfähig gewordene Pedanten, die unter strammer Haltung die innere Oede und Sehne verbergen.

„Ihr naht Euch wieder, schwankende Gestalten“, möchten wir nun mit dem Dichter einer entschwundenen Periode ausrufen. Sinnige, bescheidene Fragezeichen grüßen uns: Das sind die Schüler. Fragend, zweifelnd, vorwurfsvoll beinahe stehen sie der Welt, dem Leben, den Lehrern, der Schule gegenüber. Ist ein gleich tief sinniges, herrliches Symbol zu finden für die suchende Kindesseele wie das Fragezeichen?

Eine lange Reihe von Beistrichen, unterbrochen von Strichpunkten, starrt uns weiter entgegen. Erschüttert wenden wir uns ab; die grauenhafte Einförmigkeit systematisch geordneter Schulbücher, das Geisttödtende unseres Schulunterrichtes wird uns mit bezwingender Gewalt durch diese trockenen, langweiligen

Strichpunkte),
verfügte oder „zügen geführt.“ Und Jagre und Jagre lang vor
Markterreife, mit der einzigen Abwechslung verschiedener Prüfungen,
erbarmungslos die Schaar der Kinder getrieben!

Ein Wendepunkt naht. Der Doppelpunkt zeigt ihn an: die
ins Leben. Ach, der Zwang der Schule hält noch ihre Seele in:
festelt und mit gedrohenen Flügeln ziehen diese Seelen ins Leben
scheint ihnen eine lange, bange Folge von Gedankenstrichen. Ein
Jammer liegt in dem Bilde der Gedankenstriche. Wie viel berge
und Ringen! Sie haben die Kraft verloren, sich zu erheben, da
wurde durch Schulwissen verkrüppelt. Eine kurze Pause noch; wo
hinter dem Eiden, trostlosen Nichts? Wir wissen es nicht, wir können

Und dann . . . dann kommt das Ende: der Punkt! Eine
fahrtung, das ganze Ergebnis bertoldischen Fühlens und Forschens
sich in diesem energiegelassen hingesehten Punkt. Wer könnte ihn sehen, ohne
heit, das Tiefinnerliche, die Menschenkenntnis, die abgerundete:
zu fühlen? Wer könnte ihn sehen, ohne zu erkennen: wenn aus dem
Bertoldi auch nichts Anderes geflossen wäre als dieser eine Punkt,
Loter bliebe ein unsterblicher Dichter!



Reisen sonst und jetzt.

Im Jahre 1809 wurde Schweizerreisenden gerathen, lieber in Interlaken (so wurde es damals noch geschrieben) als in Unterseen zu wohnen, weil das einzige Gasthaus in Unterseen, das „Kaufhaus bei Allman“, für weniger gut galt als das ebenfalls einzige Hotel in Interlaken, das „Gemeinde- oder Gasthaus“. Damals und noch lange nachher gehörten die Wirthshäuser zum Lande, ja zur Landschaft, und wurden nach den einfachen Grundsätzen der Naturalwirthschaft betrieben; heute ist ein Hotel zu einem Institut geworden, in dem Alles wie in einem Finanzministerium kalkulirt, registriert und journalisirt wird. Die Verwaltung führt kein eingeborener, landfässiger Mann mehr, sondern es ist für das Haus eben so gleichgiltig, ob es an der Riviera oder in Luzern liegt, wie für die Hotelgelehrten, die es bewirthschaften, ob sie heute in Venedig und morgen in Zürich sind. Wenn sie nur, in welchem Klima es auch sei, in langen schwarzen Röcken und mit glänzenden Cylindern im Vestibule stehend, die Ankommenden und Abgehenden mit dem Phrasenmaterial der vier hier in Betracht kommenden Sprachen, das einem Courier geläufig ist, empfangen und entlassen, falls es die Verwaltung nicht vorzieht, nur einen sogenannten Direktor anzustellen, der speziell, wenigstens dem Anschein nach, und allein jene schwierige Bewegung des Oberförpess nach vorn vorzunehmen hat, durch die der moderne Mensch den bitteren Schmerz des Abschiedes betäubt und die ausschweifende Freude ersten Empfanges oder gar glücklich erreichten Wiedersehens in schickliche Grenzen bannt.

Mit dieser Umwälzung ist die Erhöhung der Preise, freilich nur scheinbar, nicht im gleichen Schritt vorwärts gegangen. In der Schweiz kostete im Anfang des Jahrhunderts die Mahlzeit mit Wein an der Table d'hôte fast überall einen Gulden, in Schottland zahlte man für das Frühstück einen, für das Mittagessen drei und für das Abendessen nicht ganz zwei Schillinge. Man sieht also, daß die Preise — die große, seitdem erfolgte Abnahme im Werthe des Geldes mit berechnet — nur unwesentlich gestiegen sind. Dabei darf freilich nicht vergessen werden, daß in jenen alten Zeiten eine Anrechnung von Service und Bougies unethört war, ja, in Schottland sogar im Allgemeinen nichts für das Zimmer in Ansatz gebracht wurde, da man, statt dem Wirth Etwas dafür zu zahlen, nur dem Stubenmädchen ein Trintgeld gab.

Doch das Alles ist eben nur scheinbar: in Wahrheit hat eine Preiserhöhung des gasthäußlichen Lebensunterhaltes um ungefähr hundert Prozent auf einem jener Um- und Schleichwege stattgefunden, die menschliche Schlaueheit im Wirthshausgewerbe in unseren Zeiten immer geliebt und geschäftig neu erfunden hat. Daß nämlich in Weinländern, wie die Schweiz, Italien und Spanien es sind, der Wein bei dem Preise für die Mahlzeit mit einbegriffen

war, ist bei der dort geltenden geringen Schätzung des Weines ganz natürlich. Hat er doch in Italien so wenig Werth, daß man bei Mangel an Fässern (die in Italien fast den selben Preis haben wie der Wein selbst) und im Falle einer erheblichen Ernte, um für den neuen Wein Raum zu gewinnen, den noch übrigen vorjährigen einfach auslaufen läßt. So fängt man denn auch erst jetzt in den zum Lande gehörigen, nicht internationalen Wirthshäusern Spaniens und Italiens an, den Wein besonders zu berechnen, während er früher ganz allgemein ein selbstverständlicher und eben so wenig wie Salz, Pfeffer, Del und Essig besonders bezahlter Theil der Mahlzeit war.

Die reisende Welt verdankt die gründliche Aenderung, die in diesen Verhältnissen in den europäischen Weinländern eingetreten ist, dem lebenswürdigen Inselfolk, das sich, während der napoleonischen Kriege vom Kontinent abgesperrt, nach eingetretenerm Frieden über Frankreich, Italien und die Schweiz ergoß. Zu Hause waren die Engländer fast nur die schweren Weine zu trinken gewohnt, die in Andalusien und Portugal damals wie jetzt für ihren Geschmack hergestellt wurden und die sie mit jener unfreiwilligen Komik, die nur festländische Barbaren zu würdigen wissen, „unsere englischen Weine“ wenigstens zu der Zeit zu nennen pflegten, als leichte Medoc- und Rheinweine jenseits des Kanals nur sehr wenig getrunken wurden. In jenen Zeiten galt es in England und Schottland noch für so anständig und respectable, sich bei Tisch zu betrinken, daß einer der beiden Hochländer, die in Castle Grant in Schottland dafür angestellt waren, die Gäste am Schluß eines Trinkfestes die Treppe hinauf in ihre Schlafzimmer zu tragen, als einmal zwei Gäste allein und ohne Hilfe ihren Weg fanden, wehmüthig ausrief: „Wie haben sich die Zeiten zum Schlimmen gewendet, wenn ein anständiger Mann auf seinen eigenen Füßen zu Bett gehen kann!“ Damals mußte es für einen an Port oder Sherry gewöhnten Briten auf dem Kontinent schwer sein, das zur Herstellung seines inneren seelischen Gleichgewichtes erforderliche Weinquantum einzunehmen, wenn er sich an die leichten Landweine hielt, die dem Inländer weniger gelten als Vier, ja, so gering geschätzt werden, daß in den landesüblichen toskanischen Weinkneipen der getrunkene Wein noch heute vielfach nach dem Gewicht berechnet und bezahlt wird, das sich für den Wirth durch zweimaliges Wiegen des erst vollen und dann theilweise entleerten Fiascos ergibt. Im Gegensatz zu solchem Getränk verlangte der Engländer jene süßen und feurigen Weine, die der schwerfälligen britischen Zunge das Lispeln der nordischen Fischlaute und das Grunzen der dazu gehörigen gebrochenen Vokale wenigstens einigermaßen zu erleichtern schienen. Gewohnt, ähnliche Weine theuer zu bezahlen, wunderte er sich denn auch nicht über die den Landeskindern lächerlich hoch erscheinenden Preise, die ihm die Gastwirthe dafür in Rechnung zu stellen anfangen.

Jetzt ist es so weit gekommen, daß zum Beispiel der Wirth des Hotel Continental in San Sebastian, allerdings ein Franzose, auf der vor dem Hotel nach dem Meere zu gelegenen Terrasse nur den Gästen zu speisen gestattet, die eine Flasche eines seiner „vinos finos“ trinken, jenes interessanten Kunstproduktes, das man in Spanien durch eben so weise wie ökonomische Mischung von Traubensaft mit Wasser und deutschem Kartoffelsprit herzustellen versteht. Haben doch Gastwirthe und Weinhändler das wunderbare Gewohnheitsrecht geschaffen, wonach sie allein das Privilegium besitzen, die Menschheit ungestraft vergiften zu dürfen; freilich haben sie es noch nicht so weit gebracht, daß der Reisende alle Mischungprodukte des „Afrancesado“ von San Sebastian zu trinken verpflichtet ist: will er sich also nicht zum Versuchssubjekt mit jenen vinos finos hergeben und schläft deshalb in den hinter der Terrasse gelegenen, zum Landweingenuß berechtigenden Speisesaal, so kommt ein Kellner herbei und belehrt ihn, daß die Fenster des Saales — bei 35 Grad Celsius im Schatten — nicht geöffnet werden dürfen, weil unter dem Saal die Küche liegt. Daß er dabei jenen unbeschreiblich hoheitsvollen Gesichtsausdruck annimmt, der sonst nur einem Gesandtschaftattaché eigen ist, wenn er sich in seinen schwierigen Geschäften und tief sinnigen Gedanken durch einen Landmann gestört sieht, der ihn auf der Kanzlei amtlich in Anspruch nimmt, ist wenigstens einer von den Genüssen, die man im Hotel Continental umsonst hat.

Neben dem Ausdruck dieses naiven Herrscherbewußtseins, das bestimmt scheint, dem Reisenden deutlich zu machen, daß das Wirthshaus nicht mehr feinest-, sondern er des Wirthshauses wegen da ist, geht eine Erfindsamkeit in der — sagen wir, um das häßliche Wort Goldschneiden zu vermeiden — richtigen Einschätzung geleisteter Wohlthaten her, die, wenn auch von den selben Hotelweisen geübt, doch verschiedene, bald warm gefühlvolle, bald kalt geschäftliche Formen, je nach dem Lande, in dem sie geübt wird, anzunehmen pflegt. An der Riviera wird einer auf der Hochzeitreise eintretenden jungen Frau bei der ersten Mahlzeit ein Bouquet auf den Tisch gestellt und die Freude über diese zarte Aufmerksamkeit durch die Thatsache erhöht, daß der Ehemann bei der Abreise das Bouquet gewissenhaft auf die Rechnung gesetzt findet. In der Schweiz werden, wie unsere Zeitungen periodisch mittheilen, etwa alle fünf Jahre die Trinkgelder abgeschafft und dafür die Zimmerpreise „entsprechend“, Das heißt: mit einer hübschen Abrundung nach oben, erhöht. Dann ist die Tagespresse regelmäßig gerührt und voll des Lobes für diesen hochherzigen Entschluß. Im nächsten Jahr ist die Sache vergessen: die erhöhten Zimmerpreise bleiben zwar selbstverständlich, aber die trinkgeldhungrigen Augen der Kellner knüpfen den Gästen das Portemonnaie doch wieder auf.

Daß Wirthe und Kellner die eigentlichen Herren der reisenden Welt

geworden sind, prägt sich auch darin aus, daß, während die Menschheit immer demokratischer wird, feierliche Besuche im Ghetto macht und den Frack durch die gräuliche Jacke zu ersetzen anfängt, die wir den Engländern verdanken und die sie früher frock nannten, der Kellner sich als Herrn durch die abgestutzten fliegenden Rockschöße erweist, die die Franzosen an jenen englischen Mittel gesetzt haben und die der Hotelbeamte, um für keinen Augenblick auf das Niveau seiner Opfer, der reisenden Welt, herabzusinken, niemals ablegt.

Hamburg.

Professor Dr. Franz Eysenhardt.



Die Bedeutung des Wassers im Organismus.

Wenn man Laien die Frage vorlegt, wozu die Menschen Wasser trinken, so werden die Meisten antworten: um ihren Durst zu stillen; Nachdenklichere werden sagen: um das durch Haut, Nieren und Lunge ausgeschiedene Wasser zu ersetzen; vielleicht wird man hier und da auch die Antwort hören: um die schädlichen Abfallstoffe aus dem Körper fortzuspülen. Alle diese Antworten sind wissenschaftlich unbefriedigend. Das Durstgefühl ist nichts als eine Empfindung davon, daß gewisse Theile des Körpers an Wasser verarmt sind und daß der Körper Wasser braucht, aber es sagt uns nicht, wozu er es braucht. Darüber giebt auch die zweite Antwort keine Aufklärung. Klüger werden wir schon durch die dritte; denn es ist wirklich eine der Aufgaben des Wassers, in dem Kanalsystem des Organismus sozusagen Abwasser für die Verbrauchsstoffe zu werden. Aber die Antwort übersieht die reichlich eben so wichtige Bedeutung des Wassers für die Zuleitung der Gebrauchsstoffe. Wir nehmen zwar nur einen kleinen Theil der Nahrung von vorn herein gelöst zu uns, aber bei genauem Zusehn wird erkannt, daß Nahrung eigentlich überhaupt nur in gelöstem Zustande aufgenommen wird, da die Verdauung, die die Nahrung für die Organe erst nutzbar macht, in der Auflösung der festen Stoffe besteht. Und damit haben wir eben das Wesentliche vom Werth des Wassers erfaßt: es ist Lösungsmittel für alle Stoffe, die im Leben der Organe eine Rolle spielen; und wie viel Das bedeutet, begreifen wir so recht erst, seit uns van't Hoff den Zustand der Stoffe in Lösung kennen gelehrt hat. Die Stoffe werden nämlich im Körper chemisch umgewandelt, sie unterliegen, wie man sich ausdrückt, dem Stoffwechsel und dieser ist das Charakteristikum jedes lebenden Organismus; alle Lebensphänomene sind Komplexe chemischer Reaktionen, die in einander greifen und den Organismus in jedem Moment verändern, und alle diese Reaktionen erfolgen unter dem Einfluß des Wassers, nämlich in wässriger Lösung. Kein einziges lebendes Wesen kann ohne Wasser bestehen; auch der Mensch hat etwa vierzig Liter davon in seinen Geweben aufgespeichert. Der alte Spruch der Chemiker: *Corpora non agunt nisi soluta* gilt aber auch für die Stoffe, die einem Organismus einverleibt sind. Wie

in dem allbekannten Brausepulver die kohlensaure Magnesia und die kristallisirte Citronensäure trocken auf einander nicht wirken, sondern des Wassers bedürfen, damit die Kohlensäure aufschäumt, so wirkt auch das Pepsin nur in der Flüssigkeit des Mageninhalts verdaulich; und in den Blättern einer grünen Pflanze bildet sich aus dem Zucker keine Stärke mehr, sobald sie verdorrt und wasserleer geworden sind.

Die Reaktionsfähigkeit, die die Stoffe durch ihre Auflösung im Wasser erlangen, rührt nun davon her, daß sie durch das Wasser außerordentlich fein vertheilt werden; die großen Aggregate, aus denen das trockene Pulver eines Stoffes gebildet wird, spalten sich bei der Auflösung in die kleinsten Theilchen, die überhaupt noch die charakteristischen Eigenschaften der Stoffe bewahren, in ihre Moleküle; und diese bewegen sich lebhaft im Wasser hin und her. Der molekulare Zustand ist es aber erst, in dem die Stoffe überhaupt auf einander wirken können, und Das geschieht so, daß die verschiedenen Moleküle bei ihren Bewegungen zusammenstoßen, daß der Zusammenhalt ihrer Atome dadurch erschüttert wird und Umlagerungen zu neuen Atomenystemen erfolgen.

Die Reaktionen, die die Lebensprozesse des Organismus darstellen, spielen sich zum größten Theil innerhalb der Zellen ab. Die Zelle kann der größeren Einfachheit halber als ein feines Bläschen vorgestellt werden, angefüllt mit Wasser, in dem eine Unmenge verschiedener Stoffe aufgelöst ist. Zahllose Moleküle durchfliegen dieses Bläschen in geraden Bahnen, bis sie in ihrem Lauf auf andere Moleküle prallen oder gegen die Wand der Zelle stoßen; dann werden sie, wie die elastischen Eisenbeinbälle auf dem Billard, von einander oder von den Wänden zurückgestoßen und fliegen in veränderter Richtung weiter. Je geringer die Wassermenge in der Zelle ist, auf die sich die Moleküle vertheilen, desto größer ist die Zahl der Zusammenstöße und damit die Geschwindigkeit, mit der die lebenswichtigen Reaktionen ablaufen. Die Wand der Zellen bietet für die meisten Molekülararten ein unüberwindliches Hinderniß, sie sind in den Zellen gefangen und ihr unausgesetzter Anprall gegen die Zellwand bleibt erfolglos, bis die Zelle stirbt. Wie die Insekten, die von der blühenden *Kristolochia* gefangen werden, erst mit dem Welken der Blüthen die Freiheit wiedererlangen, so können auch die Moleküle erst mit dem Absterben des Protoplasten durch die veränderte Wand in die Flüssigkeit auswandern, die die Zelle umspült. Jede Hausfrau kann Das beobachten, wenn sie Retschen oder rothe Rüben kocht. Wenn das Wasser im Topf auf ungefähr 50 Grad erwärmt ist, sterben die Zellen ab und ihre Membranen verlieren die bisherige Resistenz gegen die anprallenden Moleküle; durch die Risse dringen dann die rothen Farbstoffmoleküle, die bisher in den Zellen eingeschlossen waren, ins Wasser und dieses wird erst jetzt roth.

Die Stöße gegen die Zellwand gehen nun natürlich in einem um so geschwinderen Tempo vor sich, je kleiner die Wassermenge ist, in der die Moleküle hin- und herfliegen; und da die Zellwand dehnbar ist, würden die Zellen sich immer stärker blähen, wie ein Segel, in das der Sturm hineinspeist — denn auch die Moleküle der Luft bewegen sich und üben Stöße aus —, und würden schließlich plagen müssen, wenn nicht der einseitige Druck durch einen Gegenruck kompensirt würde, den die Flüssigkeit ausübt, die die Zellen von außen umspült. Van't Hoff hat diesen Winddruck der gelösten Moleküle als osmotischen Druck bezeichnet. Ist nun der osmotische Druck außerhalb verschieden von dem inner-

halb der Zellen, kommen also auf gleich viele Moleküle außen und innen verschiedene Mengen Wasser, dann fällt dem Wasser die neue wichtige Aufgabe zu, Größe und Wachstum der Zellen zu reguliren. Ueberwiegt der osmotische Druck von innen, Das heißt: ist die Konzentration an gelösten Molekülen innen größer als außen, so vergrößert sich die Zelle unter Aufnahme von Wasser, wie ein zusammengezoogenes Netz sich ausweitet und eine größere Menge Wasser abgrenzt, wenn die Fische, die in ihm schlagen und zappeln, den Knoten lockern. Und so wie jede einzelne Zelle verhält sich auch der Zellkomplex oder Zellstaat, den die meisten Thiere und Pflanzen bilden. Legt man ein Thier, das im Meerwasser, also in einer starken Salzlösung, von hohem osmotischen Druck lebt, eine Meduse oder Seelilie oder einen der winzigen Krebsse, deren Schale weich und biegsam ist, in ein Glas mit verdünntem Meerwasser oder in reines Wasser, so blähen sie sich auf und wachsen unter unseren Augen wie Wagners Homunkulus in der Retorte, weil der osmotische Druck ihres Protoplasmas, der ursprünglich eben so groß ist wie der des Meerwassers, nun größer ist als der osmotische Druck ihrer Umgebung. Und wenn wir Schimmelpilze in einer zehnprozentigen Kochsalzlösung züchten und dann einen der Fäden in reines Wasser übertragen, so sehen wir unter dem Mikroskop, wie die einzelnen, länglichen, an einander gereihten Zellen mit explosiver Behemung gesprengt werden, so daß die Fäden davonfliegen. Das kommt daher, daß in der starken Salzlösung der osmotische Druck innerhalb der Zellen dem starken Gegenbruch von außen sich anpaßt und daß die Zellhaut dem Druck von innen keinen Widerstand leisten kann, wenn der hohe Druck von außen plötzlich wegfällt, wie es ja im reinen Wasser der Fall ist, denn reines Wasser enthält keine gelösten Moleküle, sein osmotischer Druck ist daher gleich Null. Ein analoger Vorgang zeigt sich an den Tiefsee Fischen, die Tausende von Metern vom Grunde des Meeres heraufgezogen werden und fast immer mit zerplagtem Leib an die Oberfläche kommen: die in ihrer Schwimmblase enthaltene und durch den starken Druck des lastenden Wassers komprimierte Luft dehnt sich eben mehr und mehr aus, je höher die Thiere hinausgebracht werden, bis schließlich Blase und Leibeswand gesprengt werden.

Ueberwiegt umgekehrt der Druck von außen, dann schrumpft die Zelle mehr und mehr zusammen, wie ein Ballon, aus dem das Gas entweicht oder der unter dem Rezipienten einer Luftpumpe liegt, mit der die eingeschlossene Luft komprimirt wird. Ist man zum Beispiel reichlich Salz oder Zucker in Wasser auf, worin Froschlaven, die sogenannten Kaulquappen, enthalten sind, so findet man *„Fau...nd...mevings...voh...p...yiqumavagfikymnß...fih...nd...j...ihet...gaut..."* schlottern. Eine solche Kompression vertragen die Organismen bis zu einer gewissen Grenze; wird sie überschritten, so treten schwere Schädigungen und der Tod ein. Auf der Wirkung hoher osmotischer Drucke dürfte die konservirende Eigenschaft von Salz und Zucker beruhen. Wenn die Hausfrau Fleisch und Fische in Salzlake, Früchte in Zucker einlegt, so werden die Fäulniß erregenden Bazillen von den massenhaft gelösten Molekülen totgequetscht.

Eine Spannung oder Entspannung der Zellhaut können natürlich nur solche Moleküle bewirken, die gegen sie anprallen, ohne sie zu durchdringen; pfeifen die Gasmoleküle durch die Löcher eines Ballons, so klappt er zusammen, und genau so verhält es sich mit den im Protoplasma gelösten Molekülen: die Molekülarten,

die die Zellwand passieren können, kommen für ihre osmotische Spannung nicht in Betracht. Deshalb schrumpft eine Zelle auch nicht in konzentrierter Lösung, wenn diese Moleküle enthält, die durch die Haut in den Protoplasten diffundieren können. Man hat an diesem Ausbleiben einer Schrumpfung die Durchgängigkeit der Zellhaut für die verschiedenen in Wasser löslichen Molekülarten, besonders für die verschiedenen Arzneimittel und Gifte, geprüft und dabei gefunden, daß gerade eine Anzahl der organischen Gifte die Zellwände ohne Weiteres passiert. Dahin gehören vor Allem sämtliche Narkotika, also zum Beispiel Alkohol, Aether, Chloroform, Chloralhydrat und Morphinum. In jede Zelle dringen sie ein und stören deren Thätigkeit, mag man sie auf Thiere oder Pflanzen wirken lassen; Bakterien stellen ihre Bewegungen ein, die Mimose verfällt in Schlaf und läßt die Blätter hängen, junge Keimlinge hören auf, zu wachsen, der Herzschlag des Hühnchenembryo erlischt, wenn das Ei in der Atmosphäre eines Narkotikums liegt, die Samensäden der männlichen Thiere und Pflanzen büßen die zur Befruchtung nötige Beweglichkeit ein. Nun fangen wir an, die furchtbaren Folgen der Narkotika im Zusammenhang mit den Zellvorgängen zu begreifen. Es ist eigenthümlich, wie die Menschen gerade die Mittel als „Sorgenbrecher“ herausfinden, die alle in der selben Art auf die Zellen wirken, die alle ungehindert in die Protoplasten eindringen. Entzieht man einem Trankensbolde den Alkohol, oder wird durch staatliche Eingriffe der Alkoholverkauf eingeschränkt, so kommt der Aether, der in den Apotheken käuflich ist, zu Ehren. Und Ärzte und Apotheker, die Einzigen, denen das gefährliche Morphinum leicht zugänglich ist, werden jährlich zu Hunderten Morphinisten, obgleich ihnen die furchtbaren Folgen der chronischen Vergiftung bekannt sind. Zum Glück sieht man in dem Verbot des freien Verkaufs von Morphinum und Opium keine Beschränkung der individuellen Freiheit; und was sich für Morphinum und Opium ertragen läßt, Das, sollte man meinen, müßte endlich vielleicht auch für Alkohol und Aether erreicht werden können, wenn erst der Aberglaube an ihre kräftigende und wärmende Wirkung endgiltig überwunden sein wird.

Alle Narkotika sind mehr oder weniger leicht in Wasser löslich und müssen es sein, um wirken zu können. Eben so alle Arzneimittel und Gifte und auch alle Nahrungstoffe, mögen sie fester, flüssiger oder gasförmiger Natur sein; kurz: sämtliche chemische Verbindungen, die in der langen Kette der Zellreaktionen ein Glied bilden können, sind entweder von vorn herein wasserlöslich oder werden zuerst, wie die Stärke durch Speichel und Darmsaft und das geronnene Eiweiß durch Magen- und Darmsaft, gelöst. Aus der Erkenntniß aber, daß sich die gelösten Stoffe innerhalb des Lösungsmittels im Zustande molekularer Vertheilung befinden — einer Erkenntniß, um die van't Hoff's Scharfblick die Wissenschaft bereichert hat —, ergeben sich bedeutungsvolle Anhaltspunkte, wie wir uns die Prozesse des Wachstums und der Formbildung im Organismus unter der Wirkung des osmotischen Drucks der gelösten Moleküle vorzustellen haben. Für die Wirkung des Wassers im Lebensprozeß konnten so ganz neue Gesichtspunkte gewonnen werden, die den Blick des Forschers auf ein weites, unbebautes Arbeitsfeld lenken.

Dr. Rudolf Höber,
Dozent an der Universität Zürich.



Intime Poeten.

Mit der symbolistischen Poesie geht es in Frankreich zu Ende. Die Bewegung begann im Jahre 1885 und kann seit dem Tode von Stephan Mallarmé, der ihr großer Aesthetiker und ihr bedeutendster Inspirator war, als abgeschlossen betrachtet werden. Von 1885 bis 1899 war der Symbolismus der Mittelpunkt, um den sich die jungen Leute in Paris und in der Provinz gruppirten. Aber es handelte sich weit weniger um eine Theorie als um die Erweckung einer neuen Art von Sensibilität.

Der Symbolismus war eine Abweichung von der alten französischen Tradition. Er vereinigte ganz verschiedene Künstlertemperamente und umfaßte fünfzehn Jahre hindurch fast alle jungen Künstler von unabhängiger Meinung und originellen Neigungen; sie waren der Bourgeoisie verhaßt und sie nahmen die Bezeichnung *poètes*, die ihnen die Zeitungen gaben, hin, ohne sich allzusehr zu bemühen, den ihnen gegebenen Namen auch zu rechtfertigen. Unter „Symbolismus“ kann man sich eben so viel denken wie unter „Idealismus“. Deshalb gab es in dieser Bewegung talentvolle Schriftsteller der verschiedensten Art. Laurent Tailhade kam direkt vom „Parnasse“ von 1860, Henri de Régnier begeisterte sich gleichzeitig für Tennyson und den Parnasse, Violé-Griffon suchte eine freie Poesie im Charakter des Volksliedes zu schaffen; Andere, die von Paul Verlaine beeinflusst wurden, gingen auf das Heine- und Schumann-Lied zurück und wieder Andere, wie Moréas, wollten den heidnischen Klassizismus und das französische Mittelalter noch einmal beleben. Mallarmé selbst suchte eine neue Aesthetik des Verses und der beschreibenden Bilder zu schaffen. Das waren also ganz verschiedenartige Tendenzen. Die Einen hatten die Reform der Dichtung vom profodischen Standpunkte, die Anderen die der literarischen Ideen im Auge.

Schließlich ging Jeder seine eigenen Wege. Der Symbolismus selbst ist verschwunden, ohne Spuren zu hinterlassen, aber eine gewisse Anzahl von Schriftstellern hat sich in eigenthümlicher Weise entwickelt. Frankreich hat keine Schule mehr. Die Richtung auf das Lied und den Volksgesang hat die Ideen Mallarmés geschlagen, der viel zu raffiniert und viel zu persönlich war, um nachwirken zu können. Die Gespräche Mallarmés würden, hätte man sie aufgezeichnet und gesammelt, ein wunderbares Lehrbuch der Aesthetik bilden; sie haben fünfzehn Jahre lang eine ganze Generation moralisch und intellektuell beherrscht, aber direkt kein einziges Werk beeinflusst. Sein Schaffen war fragmentarisch; er blieb bei Versuchen und konnte seine Absichten nicht ganz ausführen. Eben so wenig haben die Inspirationen des „Parnasse“ und der allegorischen englischen Poesie dauerhafte Resultate hinterlassen. Als das eigentliche Ergebnis des Symbolismus kann man aber die

Schöpfung einer neuen französischen Prosodie betrachten, die die Tradition einer regelmäßig wiederkehrenden Silbenzahl und des Reimes durchbrach und — analog den Halbönen in der Musik — den Gebrauch der Assonanzen und syllabischer Quantitäten, die je nach dem Bedürfnis in jedem Verse wechseln, in die Poesie einführte. Diese Revolution, die heftige Kritiken und den Protest der ganzen offiziellen Poesie erregte, ist heute eine vollendete Thatsache, die wichtige Folgen haben wird. Gelungene Gedichte haben — besser als die fruchtlose Diskussion der streitigen These — bewiesen, daß der neue Vers sich nicht nur mit den Prinzipien der französischen Sprache verträgt, sondern ihr sogar durch bisher unbekannte Rhythmen eine Bereicherung giebt. Wahrscheinlich wird eine der ersten Folgen die vollständige Umgestaltung des Libretto-verses alten Stils sein, den Wagner bereits erschüttert hatte. Komponisten wie Vincent d'Indy und Gustave Charpentier schreiben sich bereits ihre Texte selbst. Wagners Ideen über Deklamation und Rezitation verschaffen sich immer mehr Geltung und der polymorphe Vers eignet sich ausgezeichnet für die fortgesetzte Melodie, die die heutige Musik beherrscht.

Im Ausdruck zeigt die symbolistische Richtung das aufrichtige Streben nach einer intimen, psychologisch verfeinerten Dichtkunst. Wenn ein Theil der Anhänger sich Versen in gelehrtem Stil und von mystischem Charakter zugewendet hat, denen die Wissenschaft die fehlende Inspiration und den fehlenden Erysimus nicht ersetzen kann, so haben dafür die Nachfolger Pauls Verlaine köstliche Werke geschaffen. Verlaine, der französische Heine — wenigstens der Heine des „Intermezzo“ —, hinterließ zwei Bände mit Gedichten, die meisterhaft sind. Man hat ihn mit den Poeten des Mittelalters, besonders mit François Villon, verglichen. Das paßt aber nicht recht. In seinem Leben, nicht in seinen Schriften, glich er Villon; an harmloser Raideität steht er dem Mittelalter durchaus nach. Er ist modern und vor Allem moderner Neuropath. Man mische Frédéric Chopin, Heinrich Heine, Franz Schubert und Robert Schumann: und man hat Verlaine, außer einer ihm eigenthümlichen Dosis schmerzlicher Bonhommie. Schumanns Lieder, die „Dichterliebe“, der „Liederkreis“, „Frauenliebe“ und die Klavierstücke: „Novelletten“, „Kreisleriana“, „Papillons“, geben in diesem Sinne eine psychische Uebersetzung und Umschreibung Verlaines. Nimmt man die „Etuden“ und einzelne „Nottornos“ von Chopin und die kleinen, schluchzenden Gedichte Heines dazu, so muß Das dem deutschen Publikum einen ziemlich getreuen Eindruck von Verlaines dichterischem Genius vermitteln. Der „Rußbaum“, diese melodische Perle Schumanns, giebt sozusagen den musikalischen Reflex der kleinen Gedichte aus „Jadis et Naguère“ oder aus den „Fêtes galantes“. „Dichterliebe“ und „La bonne Chanson“ vertragen eine ernsthafte Parallele. Es ist die selbe Kunst unendlicher Nuancen und trauriger oder seltsamer Bartsheit, in der sich tiefe Schwermuth

und plötzliche Leidenschaft mischen. Um mich noch verständlicher zu machen, setze ich die bekannte Stelle aus dem „Liederkreis“, Opus 24, No. 8

„Anfangs wollt' ich fast verzagen
Und ich glaubt', ich trüg es nie;
Und ich hab' es doch getragen,
Aber fragt mich nur nicht, wie?“

hierher und daneben Verlaines Verse:

Le ciel est par-dessus le toit
Si bleu, si calme;
Un arbre par-dessus le toit
Berce sa palme.
La cloche dans le ciel qu'on voit,
Doucement tinte;
Un oiseau sur l'arbre qu'on voit,
Chante sa plainte.
„Mon Dieu, mon Dieu — la vie est là, simple et tranquille,
Cette paisible rumeur-là vient de la ville . . .
Qu'as-tu fait, ô toi, que voilà,
Pleurant sans cesse,
Dis, qu'as-tu fait, toi, que voilà,
De ta jeunesse?“

Verlaine hat der Poesie ihren wahren Namen zurückgegeben; sie ist durch ihn wieder der Ausdruck des Emotionellen geworden. Nach ihm erstanden einige intime Poeten, deren Töne fast neu erschienen, so viele Jahre waren seit Baudelaire und Gérard de Nerval verfloßen. Sie zeichneten sich durch Intimität, Sensibilität und eine schmerzliche Auffassung der Liebe, einen seltsamen Mystizismus und durch scheinbar einfache, in Wirklichkeit äußerst künstliche Rhythmen und eben solche Worte aus.

Zwei unter ihnen sind in Belgien geboren, aber ganz zu französischen Schriftstellern geworden. Der Eine ist Georges Rodenbach, der im vorigen Jahre starb, und außer einigen ausgezeichneten Romanen, die in Bruges spielen, an Poesien „Le Voyage dans les Yeux“, „Le Règne du Silence“, „Le Miroir du Ciel Natal“, „Les Vies Encloses“ hinterlassen hat. Diese Titel geben uns schon den Charakter dieser leidenden Dichterseele. Er war der Poet der schweigenden Gemäcker, der einsamen Gärten, der toten Gewässer, der Dämmerung, der langen Winterträume der nordischen Seele. Seiner Kunst fehlt zuweilen die Wärme; oft fehlt ihr auch Ursprünglichkeit. Das Streben nach Vollendung der Form verräth häufig die Nähe des Feilsens und läßt die durchaus aufrichtige Arbeit unnatürlich erscheinen. Aber es ist unmöglich, sich dem sanften Zauber zu entziehen, der diesen erloschenen Farben, diesen geheimnißvollen Harmonien und diesen beunruhigenden, seltsamen Bildern entströmt. Der andere vlämische Poet, weit jünger, ist Max Elékamp. Er ist

der Verfasser einiger kleinen religiösen oder volkstümlichen Gedichtsammlungen, die unter dem Titel „Louange de la Vie“ in einem Bande vereinigt sind. Er singt von den alten Sitten seiner Heimath, dem Mitleid mit den Armen, dem Kleinleben der flandrischen Dörfer. Ländliche Feste, die Tänze der Mädchen, die Lieder der Bettler, die Gebete an die heiligen Schutzpatrone: das Alles wird naiv, musikalisch-rhythmisch, in eigenartigen Ausdrücken und mit einem zarten Archaismus wiedergegeben. Eskamp ist Künstler nach Art der alten Heiligenbildner des Mittelalters. Er lebt in Antwerpen, druckt seine Bücher selbst und illustriert sie mit Holzschnitten, die in einem primitiven Stil entworfen sind. Dem großen Publikum ist er unbekannt, von Literaturfreunden und Kunst Kennern wird er hoch geschätzt.

Ähnliches gilt von dem französisch schreibenden Pyriser Charles van Verberghe. Er hat Liebesgedichte von ekstatischem Gefühl und idealer Ueberschwänglichkeit geschrieben und erinnert an Novalis' „Lehrlinge zu Saïs“.

Auch Henri Bataille ist zu erwähnen, der zwei interessante Tragoedien in Versen schrieb und eine ganz kleine Gedichtsammlung „La Chambre Blanche“ herausgab, in der man Töne und Sensationen findet, die an Heines Intermezzo anklängen.

Der verschlossenste, erusteste und leidenschaftlichste dieser intimen Poeten ist aber Albert Samain, der seinen Gedichtband „Au Jardin de l'Infante“ erst nach langen Jahren auf lebhaftes Zureden seiner Bewunderer veröffentlichte. Seine Form ähnelt der Form Daubelaires. Er ist aufregend und verwirrend, von einem üppigen Farbenreichtum und von einer fatalistisch-müden Melancholie. Er hat vielleicht von allen neuen französischen Poeten die größte Aussicht, vor der literarischen Zukunft zu bestehen.

Endlich wirkt in den Pyrenäen, in Orthez, ein junger Mann, der nie nach Paris gekommen ist, mit den Landleuten lebt und in seinen Gedichten eine reine Seele von wahrhaft evangelischer Sanftmuth verräth. Das ist Francis Jammes. Sein neuestes Werkbuch heißt: „De l'Angélos du l'aube à l'Angélos du soir.“ Er ist der Erbe des mystischen Verlaine, ohne dessen Nervosität, und besitzt einen ausgeprägten Sinn für die ihm vertrauten Landschaften, für die Vorgänge auf den Feldern, für die Töne, die man unter den Blättern vernimmt, für die ersten in der Dämmerung ausgetauschten Zärtlichkeiten und für die alten Erinnerungen, für längst verschwundene und verweltete Dinge und vergessene Frauengestalten. Man verdankt ihm ergreifende Elegien, Strophen von seltener Kraft und eine Art Trilogie: „La Naissance du Poète“, „Un Jour“ und „La Mort du Poète“.

Jammes, Bataille, Albert Samain und Eskamp stehen gleichmäßig unter dem direkten Einfluß der Musik, besonders des deutschen und skandinavischen Liedes. Sie kennen weder modische Literaturkunststücke noch erkünstelte

Gefühle. Sie übertragen die Empfindung, so klar sie es irgend vermögen, in Rhythmen, die sie fern von jeder akademischen Regel, ganz, wie das auszubrückende Gefühl es verlangt, variiren. Sie schafften Frankreich eine weit weniger dekorative Poesie, als die Parnassiens es thaten; aber sie bedeuteten eine Rückkehr zur wahren Dichtkunst, die das Herz rührt, bevor sie den Geist beschäftigt, und sich durch die Tonalität der Silben mit der Musik verbindet, mit jener Musik, von der Schelling gesagt hat, sie werde eines Tages in kultivirten Jahrhunderten die Sprache der Metaphysik werden.

Marseille.

Camille Maucclair.



Heilig sei das Eigenthum.

Die Evolution der Menschheit läßt sich manchmal in sehr lakonischer Kürze ausdrücken. Oft genügt eine bloße Verschiebung der Accente, um den bisherigen Sinn einer bis dahin gültigen Formel durchaus zu verändern und ein wesentlich neues Prinzip einzuführen. So ist es mit der Wandlung bestellt, die sich seit etwa einem halben Jahrhundert in der ethischen Auffassung des Eigenthumes, wie sie im Gesamtbewußtsein der Zeit lebt, vollzieht. In den revolutionären Erhebungen der vierziger Jahre war es nicht Seltenes, in Frankreich sogar etwas durchaus Uebliches, daß die revoltirenden Volksmassen öffentliche und Privat-Gebäude mit der Inschrift „Heilig sei das Eigenthum!“ versehen. Damit wollten sie sich vor dem entehrenden Verdacht schützen, daß sie in diebischer Absicht, um sich mit fremdem Gut zu bereichern, ausständig geworden seien. „Selbst wir, die sogenannten Enterbten“ — so war die Inschrift etwa zu verstehen —, „die durch einen Wechsel der Eigenthumsverhältnisse nur gewinnen könnten, stellen die Ehrlichkeit über diesen Gewinn: wir setzen unsere Ehre darein, ehrlich und keine Diebe zu sein.“ Daß es kraft des vom Staat geschützten Besitztitels nur einen rechtmäßigen Besitz gab und geben könne, daß, wer sich daran vergreife, ein Dieb sei, stand außer Frage. Die Einzelnen, die Das vom Standpunkt des Gemeinwohles aus bestritten, wie es ja auch schon in der großen französischen Revolution gesehen war,* waren eben nur vereinzelt vorgehobene Posten. Aber sie blieben auf die Länge nicht vereinzelt. Die Kritik des Privateigenthumes als eines mit einer kommunistischen Gesellschaftsform unverträglichen Prinzips unterwühlte theoretisch seine Grundlagen. Der Schneider Weitling predigte in seiner Schrift „Garantien der Harmonie und Freiheit“ den Kommunismus vor einer zwar kleinen, aber aufmerksamen Zuhörerschaft. Das entscheidende Wort aber sprach Proudhon mit seinem bekannten Wort: *La propriété c'est le vol* in der Schrift: *Qu'est-ce que la propriété?* (1840). Hier war der einfachste

* Robespierres Auffassung der Besitzfrage war in seiner späteren Periode die, daß er das Eigenthum zwar erhalten, die Benutzung aber dem Staatswillen unterstellt wissen wollte. Jedes Eigenthum sollte für unerlaubt und unsittlich gehalten werden, das die Freiheit oder den Besitz eines Dritten schädige.

Besichtspunkt für die Verurtheilung der Besizenden und zugleich für die Vertheidigung Derer, die dem Besitz zu Leibe wollten, gegeben. Wenn das Eigenthum Diebstahl ist, die Eigenthümer also Diebe sind, so sind es jedenfalls Die nicht, die sich am Eigenthum vergreifen. „Wir wollen keine Diebe sein“, hieß jetzt so viel wie: Wir wollen keine Eigenthümer sein. Und Das wiederum bedeutet nicht mehr und nicht minder als: Wir wollen nicht dulden, daß es überhaupt Eigenthümer giebt. Das Eigenthum muß abgeschafft werden.

Das war die radikale Folgerung. Die gemäßigtere war eine wesentlich andere und doch sehr einschneidende, wenn man sie mit der bisherigen Auffassung vergleicht. Gerade in den Mittelklassen vollzog sich jetzt unaufhaltsam jene Accentverschiebung, die zwar die Formel beibehielt, aber den Accent statt, wie bisher, auf „Eigenthum“, auf „heilig“ verlegte. „Heilig sei das Eigenthum“ hatte geheißen: Das Eigenthum sei Dir heilig, unantastbar, weil es seiner Natur nach, als Eigenthum, unantastbar ist. „Heilig sei das Eigenthum“ dagegen richtete gewissermaßen an den Eigenthümer die Aufforderung, sich oder das Eigenthum zu heiligen; dann erst solle es als unantastbar gelten. Es ward zugegeben, daß das Eigenthum keineswegs als bloßer Besitz immer und unter allen Umständen wie ein Heiligthum zu schätzen sei; erst dann solle ihm dieser Anspruch zuerkannt werden, wenn es sich ihn durch Heiligung verdient habe. Wenn man die Tragweite dieser Accentverschiebung ermägt, so ergibt sich, daß in ihr die ganze Entwicklung auf diesem Gebiet für eine lange kommende Zeit vorgezeichnet ist.

Versuche, das Problem einer Heiligung des Eigenthums zu lösen, werden, nachdem die Accentverschiebung sich einmal der sittlichen Auffassung, wenn auch zunächst nur in engeren, aber sich stetig erweiternden Kreisen, bemächtigt hat, nicht mehr aufhören. Und Das ist gleichbedeutend mit der Lösung des Problems, entweder die Kapitalansammlung in einer Hand in gewissen Schranken zu halten oder der Anwendung gewisse Schranken zu ziehen, ihrem beliebigen Mißbrauch vorzubeugen. Von vorn herein ist klar, daß, wenn man den Zweck will, man auf das Eine oder das Andere nicht verzichten kann. Entweder das Erste, das Schrankenziehen in der Kapitalansammlung, ist nicht zu machen, dann muß die Anwendung gezügelt werden; oder dies Mittel erscheint untauglich, dann ist das Erste um so unerläßlicher. Der Zweck bleibt, dem Unheil thunlichst vorzubeugen. Alles Unheil aber, das der Eigenthümer anrichten kann, ist ihm eben nur dann ermöglicht, wenn er Eigenthümer im großen oder größten Maßstab ist. Ist er Das nicht, so bleibt er bei schlimmer Charakterveranlagung auf seine üblen Absichten angewiesen. Gefährlich wird das von seiner Seite drohende Unheil erst, wenn er über die hundertfache Pferdekraft des Großkapitalisten verfügt. Vor einigen Jahren wurde das Vermögen des Leiters der amerikanischen Standard Oil Company, Rockefeller, auf 250 Millionen Dollars geschätzt; 75 000 Menschen waren von diesem Potentaten abhängig.

Nirgends tritt die unheilvolle Uebermacht des beliebig großen Geldbesizes und seiner Verfügung so grell hervor wie auf dem Gebiet des Sexualismus. Ich erinnere an die berüchtigten, unwidersprochen gebliebenen Enthüllungen der Pall Mall Gazette (von 1885) über die Verhältnisse in London, die für jede Großstadt, natürlich mehr oder minder, je nach dem Umfang der Stadt und des dort aufgespeicherten Reichthums, typisch sind. Sie ergaben, gestützt auf eine

umfassende Untersuchung, daß in der englischen Hauptstadt jeden Augenblick dem Angebot des Reichthums jedes, auch das zarteste Kindesalter für den Segualismus zur Verfügung gestellt wird. Dem durch die Macht des Reichthums gesicherten Attentat ist niemals oder nur in den seltensten Fällen beizukommen gewesen. Damals nannte Lord Shaftesbury diese Enthüllungen so fürchtbar, fast ungläublich, daß selbst die verwickeltesten Phasen der auswärtigen Politik das Land nicht abhalten sollten, die aufgedeckten Uebelstände mit den energischsten Mitteln zu bekämpfen. Dieser Ansicht haben gewiß Viele zugestimmt, ohne daß dadurch im Wesentlichen Etwas geändert worden ist.

Aus diesen und ähnlichen Gründen erdrtern längst Sozialpolitiker aller Farben, was möglich und was nützlich sein könne, um die Gefahr zu mindern. Wenn der Eine von einer Deposition der Börsenkönige spricht, der Andere die Maßregel erwägt „von Staats wegen gemeinschädlichen großen Privatbesitz nicht allein zu beschränken, sondern zu konfisziren“, so sieht man, wie das „Heilig sei das Eigenthum“, womit sich eine solche Maßregel nicht vertragen würde, von dem „Heilig sei das Eigenthum“ verdrängt worden ist. Daß das ganze Thema der gesetzgeberischen Maßregeln, die darauf hinwirken sollen, wieder zu einem „wohlvertheilten Besitz“ zu gelangen, übrigens äußerst heikel und schwierig ist, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. In einer Gesellschaft wurde einmal der Vorschlag gemacht, die Art des Verbrauches außergewöhnlich großer Geldmittel gewissermaßen unter Kontrolle zu stellen und Personen, die sie nur zur Befriedigung extravaganter Launen gebrauchen, die Verfügung darüber zu entziehen. In den Kreisen der Millionäre und Milliardenäre ist ein solcher Verbrauch ja nichts besonders Ungewöhnliches. Der Vorschlag wurde als Scherz ausgenommen. Aber mich dünkt, daß sich aus dem Einfall ein vielleicht ernsthaft zu nehmender Kern heraus Schälen ließe. Es läßt sich recht wohl an ein staatliches Einschreiten wider die mißbräuchliche Anwendung des Reichthums denken. Der Staat macht sich schon jetzt ein solches Recht an, da er den Verschwender unter Kontrolle stellt. Er ordnet eine Fürsorge für den Verschwender wie für einen Geisteskranken an, er entmündigt ihn unter Umständen und bestellt eine Vormundschaft. Das sind Maßregeln, die die Eigenthumsverfügung einschränken. Warum sollte nun die Gesellschaft nicht auch Leute, die mit ihren großen Geldmitteln nur unsinnige Spektakelstücke aufführen, für Verschwender erklären, da sie doch durch unnütze Vergendung der Gesellschaft die Mittel entziehen, die ihr aus solchen Vermögensbeständen, wenn sie zweckmäßig verausgabte würden, zuwachsen müßten? Jedenfalls ist der Grundsatz, daß Dem, was in diesem Sinn contra bonos mores ist, von Staats wegen hemmend entgegen zu treten ist, nicht von der Hand zu weisen. Denn Eins bleibt zu bedenken: wie jeder Organismus, so ist auch Staat und Gesellschaft vor die Alternative gestellt, krankhafte pathologische Prozesse, die sich in ihnen gebildet haben, entweder zu bewältigen oder von ihnen überwältigt, zerstört zu werden. Die sündhaften Ausschreitungen des Reichthums sind solche pathologischen Prozesse. Gelingt es nicht, sie innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung, die sich dazu neue Rechte schaffen müßte, zu überwinden, so wird sich das Wort eines Konservativen erfüllen und die „soziale Revolution der ganzen jetzigen Geldwirtschaft ein Ende mit Schrecken bereiten.“

Pariser Momentaufnahmen.

In einem Restaurant des Bois de Boulogne. Stille in den Alleen rings umher. Das elegante Paris ist fort, weilt in Seebädern oder in den Alpen. Uebrigens bricht der Abend herein und die elegante Welt besucht das Bois am Tag. Das Gros der Bevölkerung und der Fremden strömt nach der Ausstellung und den Boulevards. Im Bois geht's ruhig zu. Da erholt man sich.

Man kann im Freien sitzen. Die Diner-Stunde ist eigentlich vorbei. Um diese Zeit — zwischen acht und neun Uhr — nehmen die Pariser gewöhnlich nur noch eine „petite consommation“: einen bock, ein Glas Limonade, eine Tasse Kaffee. Wir hingegen, mein Begleiter und ich, haben als richtige Wiener das Bedürfnis nach einem regelrechten Abendbrot. Der Kellner präsentiert uns ein zierliches Kärtchen: das Menu für das Diner. Daß man andere Wünsche haben könne, scheint ihm nicht recht einzuleuchten. Wir bestellen à la carte, ohne das Menu zu berücksichtigen, mein Begleiter Das, ich etwas Anderes. Zweifelhafte Miene des Kellners. „Une omelette seulement, monsieur?“ Dabei wird das erste Wort scharf betont. Wir sind es bereits gewohnt, in Paris von den Kellnern kritisiert zu werden. Dieses fragende: „une omelette seulement“ habe ich schon wiederholt gehört. „Wir würden zwei bestellt haben, wenn wir zwei haben wollten“, sage ich; und der Kellner entfernt sich mit einem Seitenblick auf die Fremden, die, anstatt zwei, nur eine Omelette zu bestellen für gut befinden.

So sink und willig wie in Wien wird man in Paris nicht bedient. Ich denke: die wiener Kellner sind unübertrefflich. Wir sind in Folge Dessen arg verwöhnt und ärgern uns leicht über die etwas herablassende Art der pariser Kellner. Uebrigens kann man sie auch erziehen. Man darf sich eben nichts von ihnen gefallen lassen. Aber die Deutschen und Oesterreicher sind gewöhnlich zu gutmüthig oder auch zu bequem dazu.

Nun, am Ende bekommt man, was man bestellt hat. Und nach dem Essen halte ich Umschau und betrachte das Publikum. Fast alle Tische sind besetzt. Vorwiegend zu Zweien. Und beinahe lauter faux ménages, was da um uns herum sitzt. Merkwürdig, daß man Das auf den ersten Blick erkennt. Woran man es nur erkennt? Man weiß es selbst nicht recht. Aber es ist so. Eheleute sind so ganz anders gegen einander. Und vielleicht wirkt der Umstand, daß man sich in Paris weiß, unbewußt mit, um den Blick zu schärfen. In der Heimath beobachtet man weniger.

Und grundverschieden, diese Paare. Dieses hübsche, elegante, volle Persönchen, das mit grazioser Nonchalance seine Limonade schlürft, wird von dem neben ihm sitzenden jungen Manne leidenschaftlich geliebt und liebt selbst

nur sehr wenig. Mehr Cocotte als Grisette; eben Eine, die sich lieben läßt und die es versteht, den Mann und seine Schwäche auszubenten. Sehr kühl ist sie, die hübsche Kleine. Ihn erregt der Abend, der Duft der Bäume, des Mädchens Nähe. Er drängt sich an sie, hascht nach ihrer Hand, schlingt den Arm um sie. Jede Geberde, jeder Blick bekundet leidenschaftliches Verben, ungesättigtes Begehren. Und sie läßt sich seine Zärtlichkeit gleichgiltig, ja fast hochmüthig gefallen. Keine Sorge, daß sie ihn durch ihre Kälte abstoßen oder gar verlieren könnte. Sie fühlt sich sicher in ihrer unbegrenzten und unbegreiflichen Macht des Weibes, das sich begehrt weiß. Jedenfalls ist er ihr an Bildung und sozialer Stellung überlegen. Nach seiner Erscheinung zu urtheilen, darf man ihn für einen jungen Mann aus guter Familie halten. Vielleicht ängstigt sich zu Hause eine Mutter um ihn. Vielleicht bildet dieses „Verhältniß“ eine nimmer ruhende Sorge der alten Frau. Ein Boulevard-Drama fällt mir ein, von dem vor ein paar Jahren in den pariser Blättern zu lesen war. Der traurige Held: ein Sohn aus gutem Hause, der ein Verhältniß zu eben solcher süßen kleinen Bestie hat, wie Die zu sein scheint, die da in meiner Nähe ihre Limonade trinkt. Die süße Kleine richtet ihn zu Grunde, und als sie ihn so weit gebracht hat, verläßt sie ihn. Ein unendlich gewöhnlicher Schluß. Seine Mutter bietet alle ihre Liebe und Zärtlichkeit auf, um ihn zu bestimmen, das Mädchen zu vergessen; er aber erklärt der Weinenden mit einem Achselzucken: *Que veux-tu? Je ne peux pas vivre sans cette femme . . .*, geht hin und bringt die süße Kleine um. Dieses trübe Drama fährt mir durch den Sinn, während ich das mir fremde Menschenpaar betrachte. Nun, hoffentlich wird hier das Ende, das unausbleibliche Ende weniger schlimm. Oder wenn dieser junge Mensch ein eben so erbärmlicher, von seinen Trieben unterjochter Gefelle ist wie jener klägliche Held und auch nicht leben kann ohne *cette femme*, . . . dann hat er hoffentlich keine Mutter mehr.



Ein anderes Paar. Die äußeren Verhältnisse dürften ziemlich ähnlich liegen: er ein Sohn aus gutem Hause, sie eine Grisette. Vielleicht arbeitet sie jetzt nicht und er hält sie aus. Sie ist hübsch gekleidet, doch nicht sehr chic. Wohl ein Mädchen aus der Provinz, das noch wenig von der Pariserin an und in sich hat: weder den graziösen Gang noch die unnachahmliche Art, die Schleppe in die Höhe zu halten und dabei den kostbaren seidnen, mit Spitzen besetzten Unterrock, die schwarzen Strümpfe und Lackschuhe auf hohen Absätzen, die so ungesund sind, wohl aber den Fuß sehr klein erscheinen lassen, zu zeigen. Auch geschmückt ist sie nicht; mich dünkt, nicht einmal Reismehl legt sie auf. Ein Neuling. Hat vielleicht zum ersten Mal ein „Verhältniß“. Einmal kann ja auch Einer bei irgend Einer der

Erste sein, nicht wahr? Sie thut mir so seltsam leid, die Kleine. Wie sie so wenig chic ist und verliebt in den robusten Bengel, der ihr zur Seite sitzt. Ein Sportsman. Er ist auf dem Rad gekommen und trägt das übliche Radsahnerkostüm: Pumphose und Badenstrümpfe. Ein derber Bengel. Sieht roh und selbstzufrieden aus. Ich möchte darauf wetten, daß Der noch keinen Sou verdient und auf Papas und Mamas Kosten lebt. Und die arme Kleine liebt ihn sehr, schmiegelt sich an ihn wie ein verliebtes Küchlein an einen Vater, streichelt seine Hand, sieht ihn mit guten, dummen, zärtlichen Augen an. Ach, so rührend dumm und zärtlich sind diese Augen! Heute ist sie noch seine petite femme. Aber lange wird es nicht mehr dauern. Er ist ihrer noch nicht überdrüssig. Noch nicht. Doch über kurz oder lang, wahrscheinlich über kurz, wird das Lied ausgefungen sein. Die arme dumme Kleine gehört nicht zu Denen, die einen Pariser lange fesseln. Keine Spur von Raffinement und Esprit; und dieses täppisch-ehrlische verliebte Wesen! Und er ist Einer, der vor einem rücksichtslos brutalen Bruch nicht zurückschreckt. Das sieht man ihm an. Was für ein Ende steht diesem „Verhältniß“ bevor? Gott mag es wissen, — und ich . . . Nun, mir ist lieber, es nicht zu wissen.



Ein drittes Paar. Sie haben ganz in meiner Nähe Platz genommen. Ich höre den Klang ihrer Stimmen. Die Frau ist interessanter als der Mann. Eine echte Großstadtspitze: blutleer, forcirt, mit den schönen, geistvollen Augen der Pariserin. Die Stimme einschmeichelnd, das Lächeln bezaubernd. Sehr einfach und dunkel gekleidet. Eine dame de comptoir vielleicht oder etwas Aehnliches. Jedenfalls macht sie den Eindruck einer honnête femme, einer Frau, die auf eigenen Füßen steht und die arbeitet. Keine Spur mehr von Jugend. Diese Frau hat sicherlich viel entbehrt, viel gearbeitet, viel erfahren und viel gelitten. Auch durch die Liebe. Aber die Natur des Weibes ist so unbegreiflich elastisch. So wie sie immer den Letzten am Meisten zu lieben meinen, so leben sie, wenn nur ein armer Sonnenstrahl in ihr Leben fällt, auch immer wieder auf . . .

Vielleicht ist der letzte Sonnenstrahl im Leben dieser klassen Pariserin mit den bleichen Lippen und den sofort ins Auge fallenden blutlosen Ohren; vielleicht die letzte Liebe. Das heißt: die letzte Liebe, die Erwiderung fand. Und sie hält Beides, letzten Sonnenstrahl und letztes Lieben, fest und freut sich, nach Frauenart, daran, als ob es der erste Strahl und erstes Lieben wäre. Oder doch nicht so. Illusionen und naive Anbetung sind ja doch schon zerstoßen. Sie liebt den Mann neben ihr, aber sie sieht ihn, wie er ist . . .

Schön ist er nicht; nicht einmal häßlich. Aber er hat Etwas, das dieser Liebe gefährlicher werden kann und wohl auch werden wird als Schön-

heit: seine Jugend. Er ist wenigstens um zehn Jahre jünger als die blasser Frau. Noch merkt er nicht, wie alt sie neben ihm aussieht. Aber er wird es merken oder Andere werden es ihm so lange vorsagen, bis er es merkt. Doch einstweilen ist noch Alles gut. Sie ist nicht nur seine Geliebte, sondern auch seine Freundin, seine treue Kameradin, der er Alles sagt. Zusammen scheinen sie nicht zu wohnen: er hat ihr zu viel zu erzählen. Was er wohl sein mag? Ein angehender Künstler, denke ich, der noch ringt und hofft und kein Geld hat. Er schildert ihr eine seiner Arbeiten und zeichnet, zu besserem Verständniß, mit einem Bleistift Figuren auf den Tisch. Und sie folgt seinen lebhaften Bewegungen, seinen lebhaften Worten mit aufmerksam vorgeneigtem Kopfe und liebenswürdig interessirtem Lächeln. Jetzt sagt er ihr Etwas, das ihr unwahrscheinlich vorkommt. Sie will ihm nicht widersprechen, doch sie ist überzeugt, daß er in seiner süßlichen Lebhaftigkeit Dichtung und Wahrheit verwechselt. Vermuthlich passiert ihm Das öfter. Aber sie ist klug und gut und duldsam. Und so anmuthig, so gütig, so schonend klingt ihr kaum leisen Zweifel ausdrückendes: Ah! vraiment? Und sie lächelt dabei und sieht ihn mit ihren klugen, schönen Augen nachsichtig an, ihn, der so jung ist gegen sie, den sie so genau kennt — alle seine Fehler, alle seine Schwächen — und den sie, die Erfahrene, mit mütterlich nachsichtiger Liebe liebt, vielleicht gerade um seiner Jugend und seiner Fehler und Schwächen willen. Uebrigens scheint er warmfühlend und strebsam zu sein und innig an der blassen Frau zu hängen. . . Wer weiß, ob nicht gerade diese Liebe, in der so viele geistige Bande, so viel Uebereinstimmung und Freundschaft zu liegen scheinen, am längsten währen wird? Die Frau sieht nicht aus wie Eine, die Szenen macht und einen Mann quand même festhalten will, und ihr Freund nicht wie Einer, der eine Frau in Thränen von sich gehen läßt. Und sie gehören so eng zusammen. Das sieht man ja! Wozu an das Ende denken? Ist es nicht genug, wenn zwei Menschen eine Zeit lang mit und durch einander glücklich waren? . . .

„Garçon, l'addition!“

Mein Begleiter ist müde und will nach Hause gehen. Die vom Garçon zierlich auf einem Teller präsentirte addition wird nicht erst ängstlich geprüft. Vielleicht ist ein Rechenfehler darin. Das kommt nämlich in Paris manchmal vor. Uebrigens auch anderswo. Doch zu prüfen braucht man nicht. Denn wenn der Garçon sich geirrt hat, so war es gewiß nicht zu seinem Nachtheil. Das kommt niemals vor. Und da wir sicher sind, daß ihm durch einen möglichen Rechenfehler kein Schade erwächst, können wir ohne Prüfung bezahlen und unbesorgt nach Hause gehen.

Paris.

Emil Marriot.